Köhlers ill. Jugend- u. Volksbibliothek

Preis für jedes Bändchen nur 75 Pfg.

Die Erzählungen dieser Sammlung sind von Autoritäten des Lehrerstandes geprüft und gut befunden und bieten den Eltern die beruhigende Gewißheit, daß sie mit diesen ihren Kindern einen Lesestoff in die Hand geben, der dem kindlichen Gemüte Friede und Freude bringt, der ihm Edelsinn und Liebe predigt, der den Geist belebt, den Charakter stählt und das Gemüt veredelt.

Bis jetzt sind erschienen:

Band	1.	**Bruneck**	„Deutsche Treue“.
„	2.	**Hoffmann-Rühle**	„Der Fiedelfritz“.
„	3.	„ „	„Der Christmarkt“.
„	4—5.	**Claudius** . .	„Des Vaters Segen“.
„	6.	**Zschaler** . .	„Der goldene Ring“.
„	7.	**von Enberg** . .	„Das Lied der Mutter“.
„	8.	**Hoffmann-Rühle**	„Hammerschmieds Bärbele“.
„	9.	**Schanz**	„Erzählungen“.
„	10.	**Piorkowska** . .	„Gott verläßt die Seinen nicht“.
„	11.	**Chr. von Schmid** .	„Der Weihnachtsabend“. — „Das Täubchen“.
„	12.	„ „ „	„Ostereier“. — „Heinrich von Eichenfels“.
„	13.	„ „ „ .	„Das Blumenkörbchen“.
„	14—15.	**Möbius** . . .	„Märchen“.
„	16.	**Campe**.	„Robinson“.
„	17.	**Cooper**	„Der Letzte der Mohikaner“.
„	18.	**Hoffmann-Rühle**	„Der Lügenmüller“.
„	19.	„ „	„Der Großmutter Vermächtnis“.
„	20.	**Braunschweig** . .	„August v. Leubelfing“ od. „Gust. Adolfs Tod“
„	21.	**Hoffmann-Rühle**	„Ein Meister von Gottes Gnaden“.
„	22.	**von Enberg** . .	„Neue Märchen“.
„	23.	**Hoffmann-Rühle**	„Die Söhne des Kommerzienrates“.
„	24.	**Zschaler**	„Georg Neumark und seine Gambe“ oder „Über die Entstehung des Kirchenliedes: Wer nur den lieben Gott läßt walten“.
„	25.	**Bruneck**	„Schwarz, Weiß, Roth“.
„	26.	**Klietsch**	„In der Köhlerhütte“.
„	27.	**Anders, Henriette**	„Die Sturmflut“ und „Der Staven“.
„	28—29.	**Anders, Henriette**	„Rübezahl“.
„	30.	**Haitmacher** . . .	„Nachbarskinder“.
„	31—32.	**Braunschweig** . .	„Kaiser Josef II., ein deutscher Fürst.“
„	33.	**Klietsch**	„Die Hagenmühle.“
„	34.	**Rein, W.**, ...	„Onkel William.“ — „Der Haldenbauer.“
„	35.	**Leberecht** . . .	„Handwerk hat goldenen Boden.“
„	36.	**Hoffmann-Rühle**	„Durch Nacht zum Licht“.
„	37—38.	**Braunschweig** . .	„Mit Gott für König und Vaterland“.
„	39.	**Jaeger**	„Der Bergmann“.
„	40.	**Rein**	„Ein armer Musikant“.
„	41.	**Jaeger** . .	„Die Grundmühle“.
„	42.	**Möbius**	„Erzählungen“.
„	43—44.	**Jung Stillings**	**Lebensgeschichte.** I, II.
„	45.	**v. Carlowitz** . .	„Erzählungen“.
„	46—47.	**Klietsch**	„Riedhofbauer“. I., II.
„	48.	**Hoffmann-Rühle**	„Auf den Höhen der Gesellschaft“.

Wird fortgesetzt.

Köhlers ill. Jugend- u. Volksbibliothek

II. Reihe. Volksschriften:

Band 1. **Nieritz, G.,** „Die arme Gertrud".
„ 2. „ „ Fünf Erzählungen: „Treue eines Weibes". „Die versetzte Uhr". „Diamant und Pinsel". „Aus dem Leben eines Briefträgers". „Aus Jos. Haydn's Jugendleben".
„ 3. „ „ „Der Majoratsherr I."
„ 4. „ „ „Der Majoratsherr II."
„ 5. „ „ Fünf Erzählungen „Die blinden Glöckner". „Der Einnehmer". „Wer andern eine Grube gräbt". „Ein Stückchen Kriegsgeschichte". „König, Maler, Invalid"
„ 6. „ „ Vier Erzählungen: „Selig sind die Friedfertigen". „Stolz und Demut". „Der Vogelsteller". „Eine Wassersnot und deren Folgen".
„ 7. **v. Heyden,** „Anton Hart".
„ 8. **Manzer,** „Ein Mann der Arbeit".
„ 9. **Weise, K.,** „Erzählungen".

Wird fortgesetzt!

Auch von diesen Erzählungen kostet jedes schön eingebundene Bändchen

nur 75 Pfennig.

Die gemütvolle und anziehende Schreibweise des Erzählers Gustav Nieritz ist zu bekannt, als daß seine Schriften noch einer besonderen Empfehlung bedürften. Die vorliegenden Erzählungen sind hauptsächlich für Erwachsene bestimmt, doch ist der Inhalt so gehalten, daß sie auch der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden können.

Urteil über Köhlers illustr. Jugend- und Volksbibliothek:

Sämtliche Bände haben uns zur Prüfung vorgelegen. Und wir müssen aus vollster Überzeugung bekennen: „Es ist fast alles vorzüglich und gediegen, was diese Sammlung bietet". Deutsche Treue und Rechtschaffenheit, deutscher Fleiß und deutsche Arbeit, deutsches Familienleben und deutsche Sitte werden in lebenswahren und lebenswarmen Bildern geschildert. Hier kann man getrost zugreifen. Auch die Ausstattung ist vorzüglich. Jedes Bändchen ist mit einigen Abbildungen geziert und geschmackvoll gebunden. Der Preis ist sehr niedrig gestellt. Er beträgt 75 Pfg. für den Band. Jede Buchhandlung kann auf Wunsch Bändchen zur Ansicht vorlegen.

Köhlers ill. Jugend- u. Volksbibliothek.

Auf dem Riedbauerhofe.

Volks-Bibliothek
№ 593 b
der evang. Gemeinde

Erzählung

von

Adolf Kliefsch,
Lehrer.

2. Band.

Mit zwei Vollbildern von Maler Bartsch.

Dresden-Leipzig,
Verlag von Alexander Köhler.

1892

I.

Der Riedbauer besucht die arme Witwe.

Am nächsten Morgen stand der Riedbauer fröhlicher auf als sonst. Mit Sorgfalt ordnete er seinen Anzug und begab sich in die große Familienstube zum Frühstück. Er zeigte sich freundlich und gesprächig und ergriff wiederholt selbst das Wort, wenn seiner Frau der Stoff zur Unterhaltung ausgehen wollte.

In einem passenden Augenblicke wandte er sich an Robert und fragte heimlich, während er einen lachenden Blick auf die Bäuerin warf: „Sage einmal, Robert, wie wäre es denn, wenn ich dir deinen Freund Gerhard auf den Riedhof brächte?"

Robert richtete seine Augen groß und weit auf den Vater.

„Ich meine natürlich für immer," fügte dieser hinzu.

Erst warf Robert noch einen forschenden, fragenden Blick auf seine Mutter, und als diese freundlich zustimmend zum Beweis ihrer Kenntnis von der Sache lächelte, schob er sein Frühstücksgeschirr weit von sich, sprang auf und fiel seinem Vater stürmisch um den Hals. „Ach Vater, das Glück, das Glück!" rief er und herzte und küßte ihn.

Der Riedbauer wehrte seinen Sohn freundlich ab, aber ihm that dessen Liebkosung doch wohl.

Dann befand sich der Riedbauer auf dem Wege nach dem Dorfe. Ohne Aufenthalt schritt er rüstig vorwärts. Er sah nicht rechts, nicht links. Offenbar überlegte er, wie er der Frau seines Freundes sein Anerbieten vortragen wolle und vortragen müsse.

Der Krämer, welcher eben vor der Ladenthür stand, sah den Riedbauer oben an der Ecke des Weges in die Dorfstraße einbiegen, eilte schnell in den Laden zurück und von da durch das Wohnzimmer, öffnete die nächste Thür und rief in das Stübchen: „Der Riedbauer kommt!" Damit eilte er in den Laden zurück.

Frau Weidlich warf einen fragenden Blick nach dem Antlitz ihrer gegenübersitzenden Freundin. „Was kann er wollen?" war die unausgesprochene Frage, welche auf beider Lippen schwebte.

Jetzt klingelte die Ladenthür, und bald vernahm man, daß Weidlich den eintretenden Riedbauer begrüßte. Gleich darauf kamen beide durch das Wohnzimmer, und nun trat der Riedbauer in das Stübchen.

Gerhard und Reinhold waren nicht anwesend.

Frau Weidlich, welche wohl merkte, daß der Besuch des Riedbauers mehr der Witwe Wagner als ihr selbst galt, erhob sich und verließ unter einem passenden Vorwande das Gemach. Draußen faltete sie die Hände und sagte: „Gott, gieb deinen Segen zu dieser Unterredung und leite alles zum Besten!" Ihre Gedanken waren nicht bei den häuslichen Arbeiten, die sie zu verrichten begann,

sondern drin im Zimmer bei dem Riedbauer und der armen Freundin.

Der Riedbauer hatte auf einem der schlichten Holzstühle Platz genommen. Nun saß er der Frau Wagner gegenüber und wußte doch nicht, wie er seine Rede beginnen und sein Anliegen vorbringen sollte, so gut er sich auch unterwegs seine Sache einstudiert hatte. Beklommenen Herzens blickte er zu Boden, und auch Frau Wagner saß stumm, die Hände im Schoß gefaltet.

Offenbare Verlegenheit spiegelte sich auf dem Antlitz beider.

„Was wird denn nun mit Reinhold geschehen?" begann der Riedbauer, nachdem er lange nach einer Einleitung gesucht hatte. Es hatte gar nicht in seiner Absicht gelegen, diese Frage zuerst zu stellen. Nun, nachdem sie gethan war, war es ihm lieb. So kam er auf Umwegen unvermerkt dem Ziele näher; denn endlich mußte dann doch auch die Frage erörtert werden, was Frau Wagner selbst in Zukunft zu thun gedenke.

„Weiß Gott!" war die kurze, mit einem Seufzer begleitete Antwort der Witwe, und der Riedbauer geriet abermals in Verlegenheit, nämlich, wie er das Gespräch fortsetzen sollte.

„Ich will etwas für den Knaben thun," fuhr er nach einer Pause fort, „und habe die Absicht, schon morgen nach der Stadt zu fahren, um seine Aufnahme in eine Blindenanstalt zu bewirken."

Frau Wagner sah teils verwundert, teils erfreut auf. Sie hatte noch gar nicht daran gedacht, daß Reinhold auf eine so zweckmäßige Weise und so vorteilhaft versorgt

werden könne. Daß es aber der Riedbauer war, der ihr in dieser Hinsicht Vorschläge machte und seine persönliche Unterstützung und Mitwirkung anbot, nahm sie in Rücksicht der früheren Verhältnisse als etwas ganz Natürliches an. Daher nickte sie nur leicht mit dem Kopfe und überließ es dem Riedbauer, weiter zu berichten. Ahnte sie doch, daß er mehr auf dem Herzen habe.

„Und dann," sprach der Riedbauer weiter, weil ihm die abermals eintretende Pause peinlich wurde, „und dann — der Gerhard —." Er hatte die letzten Worte langsamer und leiser gesprochen. Es war ihm als Fremden ja ungleich schwieriger, über Gerhard zu verfügen, der doch der Mutter einziger Trost und einzige Freude war.

Frau Wagner richtete ihren Blick forschend, fast lauernd auf das Antlitz des Riedbauers, als erwarte sie einen feindlichen Angriff auf ihr Liebstes.

Der Riedbauer fühlte den Blick, ohne ihn zu sehen, da er sein Auge fest auf die Stubendiele gerichtet hielt; daher lenkte er auf möglichst schonende Weise auf seinen Plan hin und sagte:

„Der Gerhard hat nun ja wohl schon angefangen die Stellmacherei zu lernen. Er wird seine Lehrzeit fortsetzen wollen. Ich werde sehen, daß ein praktischer Meister für ihn gefunden wird. Freilich läßt sich das nicht heute und morgen thun. Es kommt ja aber auf eine oder etliche Wochen nicht an."

Die arme Mutter fühlte, daß es jetzt an der Zeit sei, ihrerseits auch ein Wort zu sprechen und dem Riedbauer ein Wort des Dankes zu sagen, und doch: sie brachte keins über ihre Lippen. Es wollte ihr scheinen, als

seien die Vorschläge des Riedbauers gar nicht des Dankes wert. Es war ihr unmöglich, Liebe und Fürsorge in den Worten des Riedbauers zu erkennen, so ernst und dringend sie sich auch sagte: „Er meint es gut. Er will unser Bestes. Er ist uneigennützig."

Da Frau Wagner nicht sprach, rückte endlich der Riedbauer mit der Hauptsache hervor.

„Und Sie, liebe Frau Wagner, können doch unmöglich auf die Dauer hier bleiben. Sie dürfen auch nicht der Gemeinde zur Last fallen. Das gebe ich nicht zu. — Verstehen Sie mich nicht falsch in dem, was ich noch sagen will. Ich habe mit meiner Frau gesprochen. — Der Riedhof ist groß. — Es ist meine Pflicht, als Freund Ihnen einen Vorschlag zu machen. — Wollen Sie —"

„Riedbauer!" Es war ein Schrei des Schmerzes, der sich der gequälten Brust der armen Frau entrang und die Darlegung des Vorschlages des Riedbauers plötzlich unterbrechen ließ. Frau Wagner wußte, was nun kommen sollte. Sie war von ihrem Sitze aufgesprungen und stand hoch aufgerichtet, beide Hände vor das Gesicht gepreßt.

Dem Riedbauer ward seine eigene Lage peinlich. Fahle Blässe und jähe Röte wechselten auf seinem Gesicht. Er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und zerdrückte seinen Hut, den er noch in den Händen hielt.

Frau Wagner bemerkte, trotz ihrer Aufregung, die Verlegenheit des Freundes und faßte sich schnell. Sie wollte ihm nicht wehe thun. Es war ja doch die Freund-

schaft, die den Mann zu ihr geführt hatte und die sie nicht verletzen durfte.

„Ich muß — den Leuten — zur Last fallen," sagte sie mit tonloser Stimme. „Was bleibt mir übrig?"

„Es ist durchaus keine Last für den Riedhof, wenn er Sie unter sein Dach nimmt, Frau Wagner," erwiderte der Riedbauer, indem er sich ebenfalls erhob und die Hand der Witwe zu fassen suchte, um sie tröstend zu drücken. „Kommen Sie morgen, übermorgen, wenn Sie wollen! Meine Thür steht Ihnen bereits offen. Gerhard natürlich kommt mit. Dann — dann wird sich das andre finden."

„Ja, Riedbauer," begann Frau Wagner, „ich nehme den Vorschlag an! Ich komme, ich ziehe auf den Riedhof, wie — wie man in einen Dienst zieht!" stieß sie schluchzend hervor.

Der Riedbauer versuchte abermals zu trösten. Es gelang ihm aber nicht, passende Worte zu finden. Frau Wagner schüttelte auf alles, was er noch sagte, nur traurig den Kopf und sagte: „Meinen Sie, daß ich umsonst das Brot auf dem Riedhofe essen wollte? — Aber — lassen wir's für heute genug sein. Ich — kann nicht mehr."

Dem Riedbauer kam es sehr gelegen, daß jetzt eben die Hausfrau, welche den Verlauf des Gesprächs wohl zu verfolgen gewußt hatte, eintrat. Er hatte ja auch gesagt, was in seiner Absicht lag, wenn er auch das dienstliche Verhältnis, das Frau Wagner auf seinem Hofe einnehmen sollte, höflich zu bestreiten versucht hatte.

Wenige Minuten später hatte er das Zimmer verlassen und wurde von dem Krämer bis nach der Dorfstraße geleitet, während drin in dem kleinen Stübchen Frau Wagner ihren Kummer an dem Busen der Freundin ausweinte.

Die ganze Unterredung mit dem Riedbauer hatte kaum eine Viertelstunde in Anspruch genommen. Jetzt, nachdem er gegangen, that sich der armen Witwe eine neue Zukunft vor Augen auf, eine Zukunft, von der sie freilich noch nicht wußte, wie sie sich mit der Zeit gestalten werde.

Frau Weidlich hätte ihre Freundin von Herzen gern getröstet. Sollte sie aber sagen, daß des Riedbauers Vorschlag sie aufrichtig freue, so konnte das leicht den Schein erwecken, als sei ihr lieb, daß durch den Riedbauer ihr selbst eine Last abgenommen werde, indem sie dann die Witwe nicht länger im Hause zu behalten brauchte. Aber sie hielt sich fest überzeugt, daß es der Riedbauer von Herzen gut meine.

Der Krämer hatte dem Meinungsaustausch der beiden Frauen zugehört. Er war nicht der Mann, der mit leeren Redensarten zu trösten verstand. Er sagte nur kurzweg: „Und wenn's auf dem Riedhofe nicht geht, nun, dann sind wir auch noch da!"

Die Nachricht von des Riedbauers Besuch bei Weidlich oder vielmehr bei Frau Wagner, welcher doch der Besuch besonders galt, hatte sich bald im Dorfe verbreitet. Selbstverständlich benutzte man die Gelegenheit, um sich bei diesem Gesprächsstoffe in allerlei Vermutungen, Hoffnungen und Befürchtungen zu ergehen.

„Das ist sehr viel vom Riedbauer!" hörte man die einen sagen, die dem reichen Manne nicht so viel Wohlwollen gegen eine Witwe und deren Sohn zugetraut hatten.

„Ja, und er hat doch selbst einen Sohn," fügten andre hinzu.

Mancher zuckte freilich die Schultern und meinte: „Der Riedbauer wird wohl wissen, was er thut und warum er's thut."

„Freilich, freilich," fügte man, durch diese Worte ermutigt, auch etwas gegen den Riedbauer zu sagen und den Ruhm seines Wohlwollens herabzumindern, hinzu. „Der Riedbauer ist auch nicht einer, der etwas in den Wind streut, wovon er nichts ernten kann. Gewiß weiß er Nutzen aus der Sache zu ziehen und — brauchen kann er die rüstige Frau."

„Ihr werdet doch nicht glauben," wurde der Sprecher angefahren, „daß der Riedbauer die Frau in Brot und Lohn nehmen werde wie einen Dienstboten und den Gerhard, um ihn nach und nach zu einem seiner Knechte heranzubilden?"

„Abwarten!" war die kurze, wenig Zutrauen bezeugende Antwort.

Diese rief aber unter denen, welche dem Riedbauer Besseres zutrauten, einen Sturm der Entrüstung hervor. „Wie," sagte man, „ist das möglich, so zu sprechen? den Mann so zu verleumden? Wenn jemand heutzutage eine gute That vollbringt, gleich giebt's eine Menge Leute, die eine solche mißdeuten und zu Ungunsten des Betreffenden auslegen."

Noch mehr nahm man Partei für den Riedbauer, als bekannt wurde, daß er in der That die Aufnahme des von allen Seiten bemitleideten Blinden in eine Blindenanstalt bewirkt hatte. „Nur ein edles Herz," hieß es, „ist einer so edeln That fähig! Was hatte denn der reiche Bauer daraus für Vorteil für sich ziehen wollen? Nein, er thut alles aus opferwilligem Herzen!"

Der Riedbauer ließ durch sein eigenes Gespann den Blinden nach der Stadt bringen. Es war derselbe Knecht, welcher ihn heute führte, der ihn damals nach seinem neuen Heim ins Dorf gebracht hatte. Es gab aber heute keine so fröhliche Fahrt. Der Knecht ließ die Gäule gehen, wie sie wollten. Seine Gedanken waren mit der Vergangenheit und alledem beschäftigt, was sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zugetragen hatte. Es stimmte ihn mißmutig.

Nicht weniger schweigsam war Reinhold. Der Abschied von seinem ihm so lieb gewordenen neuen Bruder war ihm sehr schwer geworden. Nun saß er allein auf dem mit eintönigem Klappern dahinfahrenden Wagen. Er lauschte nicht wie damals, als er nach dem Dorfe kam, auf alles Neue, was von rechts und links an sein Ohr drang. Er wollte nichts hören. Am liebsten wäre er mit einem Ruck weit, weit weg gewesen von dem Orte, wo er so viel Liebe genossen und Herzen gefunden hatte, von denen er so schmerzlich gerissen wurde. Aber nein! Gerhard hatte ihm ja versprochen, von sich hören zu

lassen, und die Hoffnung, später, wenn auch vielleicht nach Jahren, wieder in seiner Nähe zu sein, war ja doch nicht verloren. So trug der Knabe im stillen Gottvertrauen sein Geschick. Ja er begann nach und nach einzusehen, daß es ganz besondre Fürsorge Gottes sei, die ihn diesen Weg führte. Was konnte, sollte er nicht alles in der Blindenanstalt lernen! Er blieb nicht der arme, bedauernswerte Mensch, der er jetzt war, sondern konnte vielleicht die Fähigkeit erwerben, sein eigen Brot zu verdienen, und mußte dann Freude über sich selbst und Dank gegen seine Wohlthäter empfinden.

II.

Der Umzug nach dem Riedhofe.

Nachdem Reinhold aus dem Kreise der kleinen Familie geschieden war, drängte Gerhard durch Bitten und Schmeicheln seine Mutter, sobald als möglich nach dem Riedhofe zu ziehen. Seinen freundlichen Kameraden, der mit ihm allen Kummer der letzten Zeit getragen, hatte er verloren. Auf dem Riedhofe wartete dafür ein andrer, mit dem er die Jahre seiner Kindheit und die Schulzeit verbracht hatte in heiterm Spiel. Robert sollte ihm von nun an wieder ein treuer Kamerad sein.

Als Frau Wagner sich endgiltig entschlossen hatte, die Übersiedlung nach dem Riedhofe zur That werden zu lassen, und der Wagen, welcher ihre Habseligkeiten dahin bringen sollte, vor der Thür hielt, war Gerhard wieder das erste Mal frohen, heitern Sinnes seit dem Tode seines Vaters. Mit Eifer half er die wenigen kleinen Schätze einpacken und nach dem Wagen bringen. Obgleich der Riedbauer zwei Knechte mitgeschickt hatte, ging ihm alles zu langsam.

Frau Weidlich beobachtete das Treiben Gerhards und wünschte von Herzen: „Möchte es ihm doch recht

gut gehen auf dem Riedhofe und er dort die fröhlichen Hoffnungen, die sein Herz bewegen, in Erfüllung gehen sehen!"

Die Dorfbewohner, welche beim Krämer vorüberkamen, gingen langsamer, ja sie blieben wohl auch einen Augenblick stehen und sahen dem Aufladen zu. Es war aufrichtiges Bedauern, womit sie die Reste einer reichen Habe betrachteten. Unwillkürlich wandte sich ihr Blick hinüber nach dem leeren Fleck Erde, wo vordem des Stellmachers Haus gestanden hatte. Der Schutt war fortgeräumt und der Platz bereits verkauft; aber der Erlös daraus hatte mit Hinzuziehung der Außenstände aus dem Geschäft des Stellmachers nach Regelung aller Verpflichtungen nur ein ganz kleines Sümmchen übrig gelassen, zu winzig, um für Gerhard, wenn er Stellmacher wurde, von Bedeutung zu sein.

Mit herzlichen Dankesworten nahm Frau Wagner von den guten Krämersleuten Abschied. Weidlich, der gern wohlthat, aber nicht leiden mochte, daß ihm jemand dafür viel Worte machte, wehrte allen Dank kurz und entschieden ab.

Es wird nun recht einsam sein bei uns," sagte er, um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. „Wem soll ich nun abends meine Zeitung vorlesen, wenn mir meine Frau dabei einschläft? — Vergessen Sie nur den Krämer Weidlich nicht! Und den Gerhard, den lieben Burschen, schicken Sie mir auch manchmal!"

Mit diesen Worten hatte er Frau Wagner hinausgeleitet nach dem Wagen und Gerhard freundlich zum Abschiede die Hand gedrückt. Jetzt saß sie inmitten ihrer

geringen Habe, und indem die Pferde in der Richtung nach dem Riedhofe hin anzogen, geschah ein neuer Schritt in einem wechselvollen Menschenleben.

Weidlich war bereits in seinen Laden zurückgekehrt. Er wehrte seiner Frau nicht, daß sie noch draußen verweilte, um der Freundin nachzusehen, bis der Wagen um die Ecke bog und ihren Blicken entschwand.

Wäre Weidlich abergläubisch gewesen, er hätte sagen müssen: „Heute ist ein Unglückstag!" Denn erstlich zerbrach er im Laden die große gläserne Schnupftabakskruke, dann fiel ihm durch eine andre Unvorsichtigkeit ein Pack Schuhmacherstifte in die Syruptonne, und endlich war die Abendbrotsuppe heute angebrannt. An dem letzteren Unheil trug er aber keine Schuld. Er beklagte die angebrannte Suppe nicht, weil er heute gar keinen Hunger verspürte, dafür langte er nach der Zeitung und begann zu lesen.

Hatte er am Nachmittage, nur um einen Scherz zu machen, gesagt, er werde nun nicht wissen, wem er die Zeitung vorlesen solle, jetzt wurde die Befürchtung zur Wahrheit. Die ungewohnte Stille im Zimmer veranlaßte Weidlich, leiser zu lesen, als er es sonst zu thun pflegte. Auf seine eingestreuten Bemerkungen antwortete seine Frau wenig oder gar nichts, und wenn Weidlich von der Zeitung aufsah, bemerkte er, daß seine Frau durchs Fenster ins Leere blickte und mit ihren Gedanken ganz wo anders weilte als bei dem Inhalte der Zeitung. Weidlich legte diese daher weg und war froh, den langweiligen Abend dadurch abgekürzt zu sehen, daß sich seine Frau damit einverstanden erklärte, zu Bett zu gehen.

Frau Wagner war glücklich auf dem Riedhofe angelangt. Vom Gesinde wurde sie freundlich und höflich empfangen, als ob sie zu des Riedbauers Familie gehöre, obgleich das Stübchen, welches die Witwe mit ihrem Sohne beziehen sollte, nicht im Familienhause des Riedbauers, sondern im Gesindehause lag, welches mit andern Baulichkeiten diejenige Seite des Hofes abschloß, welche sich dem Wohnhause des Besitzers gerade gegenüber befand.

Hier hielt nun der Wagen, und die Knechte machten sich daran, abzuladen. Frau Wagner war indes die schmucklose steinerne Treppe emporgestiegen, um in die neue Heimstätte einzutreten. An der Thür wurde sie von der Bäuerin empfangen und von Herzen willkommen geheißen. Die Bäuerin hatte aber noch einmal das Stübchen und die daranstoßende Kammer in Augenschein genommen, um sich zu überzeugen, daß die befohlene Reinigung und Instandsetzung auch ihren Anweisungen entsprechend ausgeführt worden sei. Jetzt trat sie mit Frau Wagner ein.

„Die Wohnung ist freilich klein," sagte sie, „aber Sie werden ja oft genug bei uns drüben sein, ebenso Gerhard. Auch sollen Sie an unserm Tische essen. Ach, wir wollen uns ganz gut zusammen einrichten. Mein Mann ist manchmal ein wenig unfreundlich, aber von Herzen gut. Die Verwaltung eines so großen Hofes bringt vielfaches Ärgernis mit sich. Sie werden ja Rücksicht zu nehmen wissen, wenn er sich einmal nicht so heiter zeigt, wie es wünschenswert wäre."

„Freilich," entgegnete Frau Wagner, „der Riedbauer

ist ja gut. Er hätte ja gar nicht nötig gehabt, mich mit meinem Sohne aufzunehmen und sich und dem Hofe diese damit verbundene Last aufzubürden. Ich weiß auch seine Güte zu schätzen und — soviel in meinen Kräften steht, will ich thätig sein, um —"

„Lassen wir das ganz und gar sein, Frau Wagner!" unterbrach sie die Bäuerin, die sehr wohl merkte, daß es ihrer Freundin nicht leicht wurde, sich so plötzlich in die gänzlich veränderten Verhältnisse zu schicken und gezwungen zu sein, Rücksichten nach allen Seiten hin zu nehmen, sie, die doch kurze Zeit vorher selbst in einem eigenen Heim hatte schalten und walten dürfen nach eigenem Gutdünken.

Die Bäuerin wollte ihr beim Einräumen und der Einrichtung der bescheidenen Wohnung durch längere Anwesenheit nicht hinderlich sein; daher verabschiedete sie sich mit freundlichen Worten unter Hinweis auf die Hoffnung, die Freundin und Gerhard recht wohl aufgehoben zu sehen.

Nachdem die Bäuerin gegangen, trat Frau Wagner an das Fenster, das einzige, welches das Zimmer aufwies, öffnete dasselbe und ließ die balsamische Luft einströmen. Das Zimmer lag an der Rückseite des Gebäudes, so daß man bei dem Ausblick aus dem Fenster die weit ausgedehnten Wiesen- und Ackerflächen vor sich hatte. In dieser Hinsicht fand das Stübchen den vollen Beifall der neuen Bewohnerin. Die mangelhaft übertünchten, schmucklosen Wände betrachtete sie mit mitleidigem, doch nicht unzufriedenem Lächeln. Dann überlegte sie und maß mit den Blicken aus, wie im Stübchen und in der Kammer

der kleine Hausrat am vorteilhaftesten zur Aufstellung kommen könne.

Gerhard trat eben ein und trug zwei Stühle herbei. Ihm folgten zwei Knechte mit einem Kleiderschrank.

Erst nachdem der Schrank, der Tisch, die Stühle und einiges andre nötige Gerät seinen Platz im Zimmer gefunden und die Betten in der Kammer aufgestellt waren, legte sich bei Frau Wagner die Aufregung, welche sie den heutigen ganzen Tag über bis hierher empfunden hatte, und mit einem Gefühl der Ruhe ging sie mit Gerhard daran, die neue Wohnung zu schmücken, so gut es sich thun ließ. Freilich war dieser Schmuck ein äußerst bescheidener und bestand in einer Fenstergardine, welche während des Brandes im Kasten verwahrt gewesen und somit gerettet worden war, in einem sehr einfachen Spiegel und wenigen Bildern, nicht etwa teuern Gemälden, sondern winzigen Photographien. Die Gardine wurde über dem Fenster angebracht, und da es an einer Gardinenstange fehlte, vermittelst eines durchgezogenen Bandes befestigt. Gerhard leistete seiner Mutter hilfreiche Hand und sagte ihr auch, ob die Falten hübsch gleichmäßig fielen oder nicht. Der Spiegel fand seinen Platz inmitten der Wand. Den Nagel hierzu schlug Gerhard kunstgerecht ein, und die Mutter hing den Spiegel an einem bunten Bande daran. Nun kamen die Bilder an die Reihe. Das erste war die Dorfkirche mit dem nachbarlichen Pfarrhause, von denen ein Photograph der Stadt vor Jahren eine Aufnahme gemacht hatte. Das Bildchen war ziemlich verblichen, aber es galt jetzt doch als ein Schatz in der ärmlichen Wohnung. Früher hatte es

unter einigen größern Stücken, einem Gemälde, welches den deutschen Kaiser darstellte, und zwei andern Heldenbildern in der Stellmacherwohnung seinen Platz gehabt. Frau Wagner wußte selbst nicht, warum sie in der Eile nach diesem kleinen Bildchen gegriffen und nicht ein größeres gerettet hatte. Jetzt fand es seinen Platz links neben dem Spiegel an der sonst leeren, getünchten Wand. Gerhard hatte indes, während die Mutter die Photographie an den Nagel brachte, das andre Bildchen, welches rechts vom Spiegel seinen Platz erhalten sollte, behutsam hervorgelangt. Jetzt reichte er es seiner Mutter dar. Er sah dabei nicht auf und blickte die Mutter nicht an, aber seine Finger zitterten leicht, als er ihr das Bild gab.

Es war das Bild des Vaters.

Nur einmal in seinem Leben hatte sich Wagner photographieren lassen, und zwar heimlich. Es war ein Jahr vorher gewesen, und er hatte seinem lieben Weibe mit dem Geschenk des Bildes eine herzliche Freude zu ihrem Geburtstage gemacht. Kein Wunder, daß bei dem heutigen Anblick des kleinen Gegenstandes all das Glück und die Seligkeit, die sie an der Seite ihres Mannes eine Reihe von Jahren genossen, lebhaft in Erinnerung traten; kein Wunder, daß der kaum überwundene Schmerz über den Verlust alles Glücks von neuem mit aller Macht losbrach und das arme Herz zu erdrücken drohte. Gern, ach wie gern hätte Frau Wagner den Verlust irdischer Habe getragen, auf fremdem Hofe für Lohn gearbeitet, am fremden Tische das Brot eines Dienstboten gegessen, hätte

sie dafür nur den einen, der ihres Lebens Glück ausmachte, wieder ins Leben rufen können.

Frau Wagner dachte der Stunde ihres damaligen Geburtstages, wie ihr Mann so freudigen Antlitzes zu ihr getreten und sie zum innigen Glückwunsch so herzlich geküßt hatte. Damals hatte man Pläne gemacht, Pläne für die Zukunft, Pläne für sich selbst, für Gerhard, für Reinhold.

Wie lange Frau Wagner, die Hände vor das Gesicht gedeckt, auf dem Stuhle gesessen, auf welchem sie sich in ihrem Schmerze niedergelassen hatte; wie lange sie den Erinnerungen gefolgt war, so daß sie ihre Gegenwart samt Gerhard darüber vergessen hatte, sie wußte es nicht. Gerhard hatte die Mutter nicht zu stören gewagt und still auf einem Stuhle am Fenster Platz genommen. Auch er hing, während sein Blick über die grünen Felder schweifte, seinen Träumereien nach.

Es dunkelte bereits, und lange Schatten legten sich über die Diele, um mit dem dunkeln Kachelofen in der Ecke zu verschwimmen, als Frau Wagner endlich das müde Haupt emporrichtete. Sie blickte um sich, wie aus wüstem Traume erwachend. Es war so still, unheimlich still im Zimmer. Frau Wagner fröstelte, und Gerhard, welcher leise aufgestanden und zu ihr getreten war, bemerkte, wie abwechselnd fahle und grelle Lichter auf den Wangen der Mutter wechselten.

Gerhard faßte sanft der Mutter Arm und blickte ihr bittend ins Auge. Zu sprechen wußte er nichts. Das Bildchen des Vaters lag auf dem Tisch. Gerhard nahm es und hing es an den ihm angewiesenen Platz.

Schwere Männertritte auf der Treppe machten Frau Wagner und ihren Sohn aufhorchen. Gleich darauf öffnete sich die Thür und der Riedbauer trat ein.

„Sie nehmen es mir nicht übel, Frau Wagner," sagte er in freundlichem Tone, dem aber einige Befangenheit nicht fehlte, „daß ich erst jetzt komme, um Sie zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen auf dem alten Riedhofe! Mit der Zeit werden Sie sich recht gut bei uns einrichten. Sie sind meiner Frau nahe, und Gerhard hat den Robert. Für heute wollen wir aber nicht von der Zukunft sprechen. Ich wollte Sie nur einladen, hinüberzukommen, um am Abendbrote mit uns teilzunehmen. Meine Frau wird Ihnen gesagt haben, daß ich es aus Achtung gegen meinen verstorbenen Freund für meine Pflicht halte, Sie mit Gerhard an meinen Tisch zu nehmen. Sie gehören nicht zum Gesinde und —"

Frau Wagner hatte längst durch Handbewegungen anzudeuten versucht, daß sie die lange Rede des Riedbauers unterbrechen oder abkürzen wollte. Der Riedbauer hatte das nicht bemerkt. Jetzt, da er eine Pause machte, fiel ihm Frau Wagner schnell ins Wort:

„Riedbauer! Ich weiß noch nicht, wie ich für alle Liebe und Güte danken soll, aber —". Sie trat dicht vor den Riedbauer hin und blickte ihm fest ins schimmernde Auge. „Von der Zukunft sprechen — müssen wir doch! Besser heute als morgen. Ich vermöchte keinen Bissen zu mir zu nehmen, bevor ich mir nicht klar bin, was nun werden soll! Wie lange sollte denn das so gehen, daß ich mich an Ihren Tisch setze? Einmal wür-

den Sie selbst an mich herantreten und sagen: ‚Nun hat's ein Ende' oder: ‚Der Riedhof duldet keine müßigen Esser!' Ich müßte täglich fürchten, daß das geschehe, sobald ich mich zu Tische setze oder vom Tische erhebe! Nein, Riedbauer!" fuhr sie nach einer Pause fort, als sie merkte, wie der Riedbauer ungeduldig mit dem Fuße klopfte und sein Gesicht in ein Lächeln bringen wollte, das freundlich sein sollte, „heute, da ich einen so ernsten Schritt gethan, wollen wir klar sehen, wohin er führen soll!"

Da blieb nun doch dem Riedbauer nichts übrig, als sich und seine Absichten zu erklären, so schwer es ihm auch ankam. Er versuchte, dabei die möglichst schonendste Form zu wählen, und sagte:

„Eigentlich bleibt es ganz und gar meiner Frau überlassen, Ihnen eine Beschäftigung zu geben, wie sie Ihnen zusagt und Sie nicht in unmittelbare Berührung mit dem Gesinde bringt oder diesem etwa gar gleich stellt. Aber ich denke, die Hoffnung meiner Frau verraten zu dürfen, daß Sie vielleicht gern haben möchten, wenn Ihnen die Aufsicht über das Federvieh und seine Pflege anvertraut wird. Das ist nicht sehr schwere Arbeit und gewährt dem, der Lust und Liebe dazu hat, viel Abwechselung und macht Vergnügen. — Aber nun genug davon! Die Bäuerin wartet mit dem Abendbrot, und der arme Gerhard hat, wie ich merke, auch tüchtigen Hunger. Kommt!"

Scherzend ergriff er Gerhards Hand und führte ihn durch die Thür. Frau Wagner folgte.

In der Wohnstube des Bauers war der große eichene Tisch mit glänzendem Linnen bedeckt. In der Mitte brannte die Lampe und verbreitete ihren Schein über Teller und Gläser. Ein großes Schwarzbrot ruhte, seiner Bestimmung harrend, neben der goldigen Butter. Das ganze Zimmer machte den Eindruck einer anmutigen Behaglichkeit.

Die Bäuerin, welche mit dem Rücken der Thür zugekehrt am Tisch beschäftigt gewesen war, wandte sich um und lud Frau Wagner mit herzlicher Freundlichkeit ein, Platz zu nehmen. Robert führte seinen Freund Gerhard an dessen Stuhl.

Während der schlichten Abendmahlzeit richtete die Bäuerin wiederholt das Wort an ihre Schutzbefohlenen, und die Unterhaltung gestaltete sich in der That so heiter und ungezwungen, daß sich der Bann, welcher auf der Brust der armen Witwe geruht hatte, nach und nach löste und sie mit freudiger Hoffnung in eine lichte Zukunft zu schauen wähnte.

Auf dem Hofe war es längst still geworden. Die Thüren der Ställe und Wirtschaftsräume waren bereits geschlossen, als Frau Wagner mit Gerhard den Hof wieder überschritt, um in ihrem Kämmerchen die Ruhe zu suchen.

So war denn der erste Tag auf dem Riedbauerhofe vollbracht!

„Gott, ich danke dir, daß du mir Kraft gegeben hast!“ vermochte Frau Wagner zu beten, und sie fühlte, daß sie die Kraft haben werde, allen Anforderungen, die an diesem Orte auch später an sie herantreten würden, zu genügen.

Auch auf den Riedbauer war der heutige Tag nicht ohne Eindruck geblieben. Er war milder, weicher gestimmt, als das sonst der Fall war. Schweigend überdachte er seine Handlungsweise, nachdem er das allgemeine Wohnzimmer verlassen und sein Stübchen aufgesucht hatte. Hier stand er vor dem Schreibtisch, und unwillkürlich kam ihm jene Stunde lebhaft in Erinnerung, in welcher er den Schuldschein in seiner Brieftasche aufgefunden und ihn von sich geschleudert hatte. Er vermochte sich keine Rechenschaft zu geben, warum er das Papier am nächsten Tage nicht an Wagner, und wenn er diesen auch nicht daheim angetroffen hätte, nicht an dessen Frau abgegeben hatte. Freilich hatte er damals sein Verfahren mit einem Scherze entschuldigt, jetzt wollte er den Scherz nicht mehr gelten lassen. Daß er den Schuldschein nicht daheim aufbewahrt hielt, geschah seiner Frau wegen, von der er die heftigsten Vorwürfe fürchtete.

Aber auch darüber dachte er heute anders.

Seit nun die arme Witwe mit ihrem Sohne unter seinem Dache schlief und sich vertrauensvoll in seine Obhut begeben hatte, nachdem er ihr blasses Gesicht heute beim Abendbrot geschaut und beobachtet hatte, wie diese bleichen Lippen doch noch zu lächeln vermochten, zu lächeln in Hoffnung und Vertrauen auf Menschen- und Nächstenliebe, sollte er nun noch länger dieses Vertrauen täuschen? Sollte er länger als Lügner, als — Betrüger unerkannt unter der Maske eines Freundes vor ihr erscheinen? — Nein!

So hatte denn auch der Riedbauer gute Vorsätze gefaßt, und ruhiger als sonst fand er einen erquickenden Schlummer.

Am andern Morgen war der Riedbauer früh auf. Nachdem er auf dem Hofe das Nötige angeordnet hatte, unternahm er einen Gang durch seine Felder. Nach einem kurzen Umwege schlug er die Richtung nach dem Riedstein ein. Der Morgentau netzte noch die Gräser. Tausend Perlen glitzerten im Sonnenlichte am Feldrain. Dagegen lag der Riedstein im düstern Schatten seiner Büsche. Seit die Knaben nicht mehr hier spielten, war das Gestrüpp unbehelligt gewuchert, hatten Äste und Zweige jeden von den Knaben getretenen Steg verdeckt.

Der Riedbauer machte sich Bahn. Fühlte er sich doch unbeobachtet. Die Felder ringsum waren ja sein Eigentum. Wie hätte ein unberufener Beobachter, wenn auch ein solcher in der Nähe gewesen wäre, etwas Auffälliges darin finden können, daß der Riedbauer einmal dem verfallenen Gemäuer näher trat? Überdies waren heute auch seine Knechte an einem Teile der Äcker thätig, welcher in entgegengesetzter Richtung vom Riedhofe lag.

Der Riedbauer wähnte die Stelle gefunden zu haben, von welcher aus er damals tiefer ins Gebüsch eindrang. Jetzt hatte er auch die Mauerspalte entdeckt, in der er das Papier verborgen hatte. Seine Hand suchte und forschte. Sein Gesicht wurde aschfahl, als er die — leere Hand herauszog. Das Papier war nicht mehr aufzufinden. Wieder und immer wieder untersuchte der Riedbauer die Spalte. „Vielleicht war's doch eine andre Stelle?“ fragte er sich in aufsteigender Sorge. Angstschweiß perlte ihm von der Stirn. Er mußte das Papier finden! In der Verwirrung seiner Gedanken tastete er hier und dort, dann trat er wieder an den

ersteren Platz zurück. Das Papier mußte dort verborgen liegen, wo er zuerst die Hand forschend in den tiefen Spalt gesenkt hatte. Noch einmal untersuchte er die Öffnung. Umsonst!

Nun durchschwirrten seinen Geist allerlei schreckliche Bilder. „Dieb! — Mörder!" klang es in seinem Hirn. „Aber," sagte er endlich und zwang sich gewaltsam zur Ruhe, „ist denn der Schuldschein durchaus nötig?" Freilich, einen Weg gab's noch, alles gut zu machen, auch ohne daß das Papier aufgefunden wurde. Der Riedbauer brauchte nur offen und ehrlich vor Frau Wagner hinzutreten und ein Geständnis abzulegen von dem, was sich zugetragen. Sie würde, mußte ja seinen Worten Glauben schenken. Wenn er unter vier Augen mit ihr sprach, kam auch die Sache gar nicht zur Kenntnis andrer, welche die Angelegenheit nichts anging. Man konnte das Vorkommnis ja sehr leicht der Öffentlichkeit entziehen. Warum aber der Riedbauer so lange geschwiegen, nun, dafür ließe sich vielleicht ein Grund finden.

So hatte denn der Riedbauer sein Gemüt einigermaßen beruhigt, und mit sichern Schritten wandte er sich heimwärts. Aber er ging dennoch nicht auf geraden Wegen. „Ich muß erst noch mehr zur Ruhe kommen!" sagte er und gestand sich nicht, daß es eine heimliche Versuchung war, die ihn veranlaßte, so lange als möglich mit dem beabsichtigten Geständnisse hinzuhalten.

„Muß es denn gerade heute sein?" fragte er sich und war ärgerlich über die Verlegenheit, welche ihn vorher in so arger Weise befallen hatte. „Viele Tage sind vergangen," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „und ich

habe gar nicht an den Schuldschein gedacht! Warum auch gerade heute! Lächerlich!"

Unwillkürlich hatte er wie damals den Weg nach dem Nachbardorfe eingeschlagen, um Zeit zu gewinnen. „Sein inneres Gleichgewicht wieder zu erlangen," redete er sich ein. Heute saß er in der Schenke allein. Der Wirt schien nicht gesprächig oder hatte auch nicht Zeit für seinen Gast übrig. Er überließ den Riedbauer sich selbst und seinen eigenen Gedanken. Das stimmte den Riedbauer mürrisch, und nun zeigte er sich gar nicht mehr geneigt, der Eingebung seines guten Geistes zu folgen, aus Trotz.

Er trank sein Glas aus, beglich die Zeche und verließ mit kurzem Gruß das Dorfwirtshaus.

Als er daheim wieder durchs Hofthor schritt, stand sein Entschluß fest. Es war aber ein ganz andrer, als wie er ihn auf dem Riedstein gefaßt hatte. „Abwarten!" rief er leise, aber hart und kurz vor sich hin. „Wir wollen erst sehen, wie sich die Wagner auf dem Hofe einrichtet. Sie ißt mein Brot. Nun, so trage ich ja ohnehin die Schuld nach und nach ab. Und der Gerhard? Dem kommt ein kleines Sümmchen später ja wohl auch noch zu gute. Der Junge hat nicht nötig, schon heute zu wissen, daß ich ihm verpflichtet bin."

III.

Gerhard und Robert.

Wochen waren vergangen, seit Frau Wagner ihren Einzug auf dem Riedbauerhofe gehalten hatte. Die Bäuerin hatte ihre Freundin nach und nach in die Geheimnisse der Federviehzucht eingeweiht, und die Pflege des Geflügels machte Frau Wagner so viel Freude und gewährte ihr so reiche Unterhaltung, daß sie gar nicht bemerkte, wie sich ein Tag an den andern reihte und wie aus den Tagen Wochen wurden.

Nur eins lag der armen Frau noch schwer auf dem Herzen, die Sorge um Gerhard. Freilich hatte sie dem Riedbauer ihren Wunsch zu erkennen gegeben, daß ihr Sohn Stellmacher werden und die bei seinem Vater bereits begonnene Lehrzeit irgend wo bei einem zuverlässigen Meister fortsetzen möge. Der Riedbauer war einer bestimmten Antwort ausgewichen und hatte wohl über andern Geschäften darauf vergessen, der Sache näher zu treten. Frau Wagner wandte sich an die Bäuerin. Diese versprach warmen Herzens, bei ihrem Manne darauf hinzuwirken, daß für Gerhard recht bald ein passender Meister gesucht werde, aber vergeblich wartete Frau

Wagner auf einen Bescheid. Die Zeit der Ernte war vorüber, die Herbstbestellungen der Äcker waren besorgt. Der Riedbauer war wiederholt in der Stadt gewesen, hatte Märkte besucht und seinen Weizen an den Mann gebracht, hatte Geschäfte aller Art erledigt, und wenn er beim Abendbrot oder nachher in Gegenwart der Frau Wagner und der Bäuerin zu berichten und zu erzählen anfing und dabei auch einmal den vollen Blick auf Frau Wagner richtete, glaubte diese erwarten zu müssen, daß der Riedbauer auch zu ihr sprechen und ihr sagen müsse, daß für Gerhard nun ein Meister gefunden sei, bei dem er über kurz oder lang als Lehrling eintreten könne, aber immer war ihre Erwartung vergeblich. Wenn sie dann in ihrem stillen Stübchen saß und ihren Sohn ansah, der neben ihr am Tisch mit einem Buche beschäftigt war, um die Feierstunde nach dem Abendbrot nicht müßig zu verbringen, dann mußte sie mit Gewalt den Gedanken niederkämpfen, der Riedbauer wolle aus ihrem Sohne nichts anders machen, als einen gemeinen Knecht für seinen Hof. Dann ward wohl dem armen Mutterherzen sehr bange und es that ihr wehe, daß ihr Liebstes, ihr Einziges so armselig und verlassen in der Welt stehe, da es doch hätte ganz anders sein und ihrem Sohne eine ganz andre Zukunft blühen können. Aber da ertappte sich die gute Frau wieder auf dem Wege, gegen Gottes Walten zu murren, und sie fühlte doch, wie sehr sie Ursache hatte, dankbar zu sein gegen Gott, gegen den Riedbauer und alle, die ihr sonst nahe standen.

Als der Herbst dahin war und der Winter mit Schnee und Ungestüm über des Riedbauers Felder fegte,

rückten die Bewohner des Hofes näher zusammen. Das Gesinde verbrachte die langen Abende in dem ihm zugewiesenen Hause. Frau Wagner saß fast allabendlich am Tische der Bauernstube. Gerhard und Robert lasen oder plauderten zusammen. Der Riedbauer rauchte seine Pfeife und blickte behaglich hinaus auf den beschneiten Hof und beteiligte sich hie und da an dem Gespräch, soweit es die Geschäfte auf dem Hofe oder diese und jene Verhältnisse des Dorfes und dessen Bewohner berührte. Zur Weihnachtszeit gab es noch manches andre zu besprechen, und wenn auch der Riedbauer seiner Frau ganz und gar freie Hand ließ, die Bescherung für das Gesinde zu besorgen, so ließ er sich's doch nicht nehmen, die Geschenke für die Familie, und hierzu rechnete er auch Frau Wagner und Gerhard, auszuwählen und mit bestimmen zu helfen.

Als endlich auf dem großen Eßtische der Familienstube der mächtige Tannenbaum im Glanze der Lichter prangte, freute sich der Riedbauer nicht wenig, seinen beiden Schutzbefohlenen dieselbe Freude bereiten zu dürfen, welche er für seine Frau und seinen eigenen Sohn ausgedacht hatte. Aber der Erfolg war ein ganz andrer, als er gehofft hatte. Zum ersten Male in seinem Leben war Robert nicht so heiter gestimmt, als das sonst am heiligen Weihnachtsabende der Fall war. Der Bäuerin entging nicht, daß ihr Sohn mit scheelen Blicken auf die reichen Geschenke, den teuern Anzug und die hübsche Uhr sah, womit Gerhard bedacht worden war. Es waren dieselben Geschenke, die er auch erhalten hatte. So sehr er sich darauf gefreut hatte, nun waren sie ihm nicht mehr

lieb, da ein andrer ihm gleich gestellt worden war. Die Weihnachtsfreude war ihm vergellt, verdorben durch eine häßliche Regung seines eigenen Herzens, durch den Neid. Der arme, verblendete Robert! Er mißgönnte seinem jungen Freunde das bescheidene Glück, auf einem fremden Bauernhofe zu wohnen, an einem fremden Tische sich zu nähren, einem Fremden danken zu müssen für Gaben der Liebe. Armes, verblendetes Menschenherz!

So hatte denn das Weihnachtsfest, das sonst die Herzen der Menschen einander näher bringt und die Bande der Liebe fester knüpft, hier ein junges Herz dem andern entfremdet, und wie es scheinen wollte, zeigte Robert nicht die mindeste Neigung, den Riß der Freundschaft zu überbrücken und den in seinem Herzen erwachten Stolz als Sohn des reichen Riedbauers niederzukämpfen.

Gerhard hatte in Zukunft Gelegenheit genug, das immer kühler werdende Wesen seines Freundes zu beobachten. Kam er freudestrahlenden Antlitzes in die Bauernstube, um hier Robert, den er vielleicht einen halben Tag nicht gesehen, aufzusuchen, so hatte der Freund eben nicht Zeit, sich mit ihm abzugeben. Konnte aber Robert dem früheren Gespielen nicht entgehen, vielleicht, weil die Bäuerin oder Gerhards Mutter anwesend war, so zeigte er sich mürrisch und verschlossen. Gerhard war weit entfernt, in dem allerdings auch ihm befremdlichen Wesen des Freundes die in dessen Busen aufkeimende Feindseligkeit zu ahnen.

Je kühler Robert sich zeigte, desto höflicher und bescheidener richtete Gerhard sein Auftreten ein. Ermahnte

ihn doch auch seine Mutter zur Artigkeit und Dankbarkeit und erinnerte ihn oft daran, daß er keinen Anspruch an die früher gehegte und gepflegte Freundschaft habe, da Robert eben der Sohn des Hauses sei, er dagegen von der Gnade des Riedbauers lebe.

So kam es denn nach und nach so weit, daß Gerhard schon von weitem vor Robert die Mütze zu höflichem Gruße zog, während Robert den Gegengruß oft genug vergaß und mit hochmütigen Befehlen an seinen früheren Freund herantrat, als sei er bereits der Herr und dieser sein Knecht.

Gerhard zog sich von nun an stets, durch das Benehmen Roberts veranlaßt, nach vollbrachter Arbeit auf das Stübchen seiner Mutter zurück und verbrachte in Gesellschaft der letzteren die stillen Feierstunden. Der Aufenthalt im Wohnhause des Riedbauers wurde bis auf die Zeit der gemeinschaftlichen Mahlzeiten beschränkt. Auf diese Weise wurde jede Veranlassung zu weiteren Spaltungen vermieden.

Das ging in gleichmäßigem Laufe so von Woche zu Woche die zweite Hälfte des Winters hindurch, bis mit Herannahen des Frühlings die Thätigkeit sämtlicher Bewohner des Riedhofes sich änderte und die landwirtschaftlichen Arbeiten auch Gerhard und Robert einander wieder näher brachten. Aber Robert war weit entfernt, sein herrisches Benehmen gegen Gerhard einzustellen oder ihm die frühere Zuneigung zu schenken. Ja sein feindseliges Gebaren zeigte sich sogar schärfer als zuvor. Dazu trug besonders das Verhalten des Gesindes viel

bei, welches gegen Gerhard das größte Wohlwollen in unzweideutigster Weise an den Tag legte.

Das bescheidne, stille Wesen des jungen Burschen, sein Entgegenkommen und seine Hilfsbereitschaft bei allen Arbeiten hatten ihm die Zuneigung aller erworben. Selbst die Bäuerin machte kaum einen Unterschied zwischen ihrem Sohne und Gerhard.

Eines Tages stand Robert an die Hofmauer gelehnt und überschaute das geschäftige Treiben der Knechte und Mägde. Gerhard hatte Futterrüben für das Vieh herbeizuschaffen. Robert beobachtete, wie sein Freund mit kräftigem Arme die schweren Körbe aufhob und weitertrug und wie ihm die schwere Arbeit so gar keine Mühe zu machen schien. Das erregte abermals Roberts Grimm. Er hätte so gern gesehen, daß sich Gerhard plagen und abquälen mußte, daß er seufze und vielleicht verdrossen die schweren Arbeiten verrichtete. Zornig stampfte er den Boden, als einer der Knechte, ohne ein Wort zu sprechen, Gerhard aber freundlich zunickend, herbeikam und mit Hand anlegte, um diesem zu helfen. Eben schritt die Bäuerin über den Hof. „Lieber Gerhard", sagte sie und fügte einen Auftrag für ihn hinzu. Robert konnte nicht verstehen, um was es sich handelte, er sah nur, daß Gerhard mit dem Kopfe nickte und die Bäuerin offenbar befriedigt weiter ging. Aber „lieber Gerhard" hatte sie gesagt, das hatte Robert deutlich gehört, und er begann nachzudenken, ob denn seine Mutter zu ihm auch „lieber Robert" sage.

„Robert!" rief in diesem Augenblicke die Bäuerin über den Hof. Es klang kurz und hart. Robert fühlte

das, und das Blut schoß ihm ins Gesicht. Mit einem feindseligen Blick gegen Gerhard, welcher eben wieder mit einem gefüllten Korbe im Eingange der Stallungen verschwand, folgte er seiner Mutter.

Er wollte sich an Gerhard rächen! Leider bot sich hierzu nur allzubald Gelegenheit.

Es war ein schöner, warmer Frühlingstag, und der Riedbauer hatte angeordnet, daß die Pferde in die Schwemme geritten werden sollten. Lustig die Mähnen schüttelnd und laut schnaufend, standen die Tiere auf dem Hofe. Die Knechte koppelten zwei und zwei zusammen, dann schwangen sie sich auf eins der Tiere und nach einem kurzen, ermunternden Zurufe setzte sich der Zug in Bewegung. Gerhard ritt ebenfalls ein Pferd, das andre führte er rechts neben sich. Er bildete den Schluß des Zuges und hatte sich bereits dem Hofthore genähert, als sein Pferd einen so heftigen, gänzlich unerwarteten Peitschenhieb über die Beine erhielt, daß es vor Schreck und Schmerz sich bäumte und der nichts ahnende Reiter seitwärts herabgeschleudert wurde.

Der Sturz hatte für Gerhard glücklicherweise außer einer leichten Quetschung, weil er mit einem Arme gegen den offenstehenden Thorflügel gefallen war, keine weiteren schlimmen Folgen, Robert aber, welcher den Peitschenhieb ausgeführt hatte, zog sich von seinem Vater einen derben Verweis zu und wurde sofort in das Wohnzimmer geschickt mit der Weisung, sich heute nicht mehr auf dem Hofe sehen zu lassen.

Der Riedbauer hatte sehr laut gesprochen, als er dem Zorn über seinen Sohn freien Lauf ließ, und

alle Knechte, auch einige Mägde, welche vor den Stallthüren standen, hatten es gehört. Das war dem Riedbauer sehr ärgerlich. War der Übelthäter doch immerhin sein Sohn, den er um eines Fremden willen schelten und bestrafen mußte. Sein Groll stieg dadurch noch mehr, und ein Teil wälzte sich auf den Unschuldigen, auf Gerhard, und begann das Wohlwollen zu trüben, das der Riedbauer bis dahin gegen den muntern Burschen empfunden hatte. Die erste Folge davon war, daß bei der nächsten Mahlzeit der Riedbauer verdrossen am Tisch saß und weder seinen Sohn, noch Gerhard eines Blickes würdigte.

Einer von den beiden war von nun an am Tische übrig.

„Die beiden vertragen sich nicht mehr!“ sagte der Riedbauer kurzweg zu Frau Wagner. Damit ward ganz ungerechtfertigt auch Gerhard ein Teil der Schuld an dem unerquicklichen Verhältnis beigemessen.

Was sollte aber Frau Wagner antworten? Ihren Sohn rechtfertigen, hieß nicht anders als die Sachlage verschlimmern. Sie begnügte sich also damit, dem Riedbauer gegenüber zu schweigen und Gerhard zur Vorsicht und Nachgiebigkeit zu ermahnen.

Wieder vergingen Tage und Wochen. Gerhard aß noch immer mit seiner Mutter am Tische des Riedbauers, und es schien fast, als sei der Zwist zwischen den beiden jungen Burschen beigelegt, als Robert mit einem der Knechte in heftigen Streit geriet. Der Knecht beharrte auf seinem Recht, und Robert, gestützt auf das Bewußtsein, daß er der Sohn des Hauses sei, erlaubte sich

Scheltworte gegen den Knecht, die freilich nicht den Zorn desselben, wohl aber seine Spottlust erregten. „Ei, ei!“ sagte der Knecht, „da ist mir doch der Gerhard ein ganz andrer Mensch.“

„Gerhard?“ schrie Robert, „mich mit Gerhard vergleichen? Mich mit ihm in eine Linie stellen? Der Bettelbube soll mir zum Vorbilde dienen? Das soll er büßen!“

Ob Robert sonst schon seinen früheren Freund einen Bettelbuben genannt hatte, heimlich oder öffentlich, davon wußte Gerhard nichts. Heute aber hatte er das Wort selbst gehört. O, es wäre ihm lieber gewesen, das Wort wäre nicht an sein Ohr gedrungen. Daß er von Robert gehaßt wurde, das vermochte er hinzunehmen, daß dieser ihn aber verachtete, ob seiner Armut verspottete, das war mehr, als sein Herz ertragen wollte.

„Wenn nur die Mutter das Wort nicht hörte!“ Das war sein einziger Wunsch. Mußte er den Schmerz einer so unwürdigen Behandlung tragen, der Mutter wollte er die Ruhe und den Frieden, den sie bisher auf dem Riedhofe genossen hatte, bewahrt wissen.

Es war für Gerhard ein willkommener Auftrag, daß er nachmittags hinaus nach den Krautpflanzungen gehen und dort arbeiten sollte. So war er ein paar Stunden allein und konnte über sein Schicksal nachdenken. Vielleicht, daß ihm ein guter Gedanke kam, wie er sich die verlorene Freundschaft Roberts wieder erwerben könne. Vergeblich. Die Zukunft lag düstrer vor ihm denn je und verdunkelte ihm sogar den Blick in die Gegenwart. „Bettelbube“, das eine Wort klang unauf-

hörlich in seinem Ohr, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Er sah nichts von der herrlich entfalteten Pracht des Frühlings ringsum, nicht die nickenden Blumenköpfchen am Feldwege, hörte nicht das Locken der Ammer auf dem Straßenbaume. Dumpf und trübe klang es in seinem Innern: „Bettelbube!“ Und das Schlimmste an der Sache war, so mußte sich Gerhard sagen, Robert hatte recht. Was war denn Gerhard anders, als einer, der des Riedbauern Brot aß, das er zur Not wohl schon verdienen konnte, aber als Lohn für geleistete Arbeit doch nicht zu rechnen wagte.

Gerhard kam abends mit dem Vorsatz heim, mit dem Riedbauer zu sprechen, daß dieser ihn für einen bestimmten Lohn miete, damit er die Rechte gewinne, sich auf dem Hofe unter dem andern Gesinde zu zeigen, damit er fernerhin sein Brot als verdientes essen könne. Zu diesem Vorsatz trieb ihn keineswegs der Trotz gegen Robert, sondern das Gefühl, daß er bis jetzt nichts als ein überflüssiger Kostgänger sei, den man eben dulde.

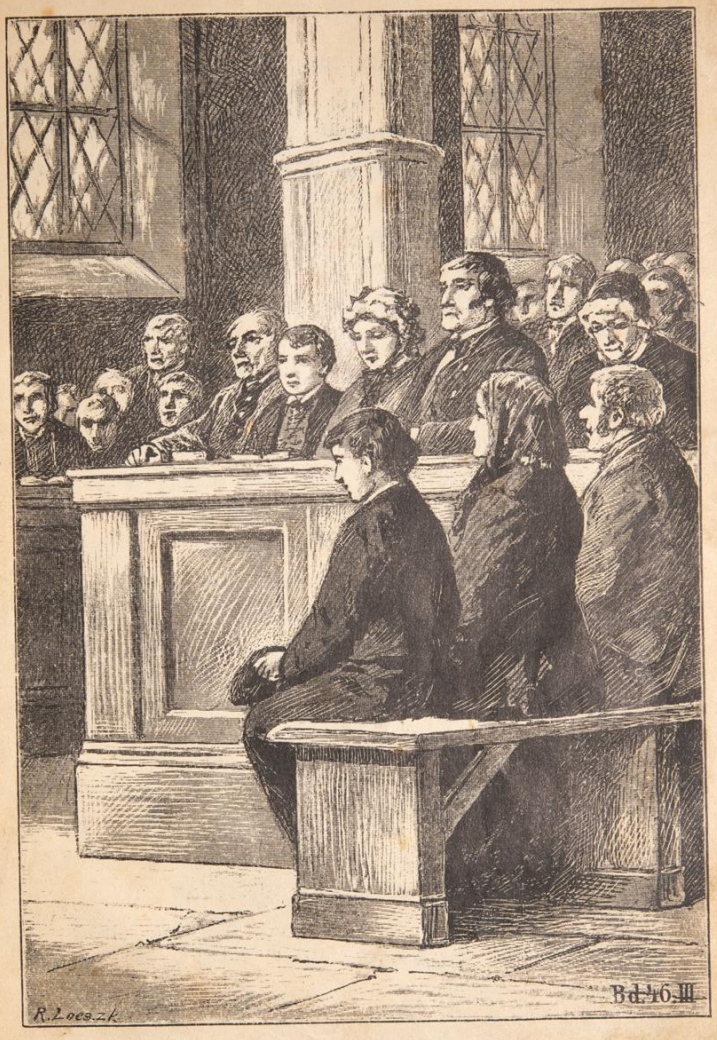
Offen und ehrlich legte Gerhard zunächst seiner Mutter die gefaßte Absicht dar. Die Mutter versprach, an Stelle ihres Sohnes an den Riedbauer heranzutreten und ihn vorerst noch einmal an sein Versprechen zu mahnen, für Gerhard einen Meister zu besorgen, damit er Stellmacher werden könne. Die gute Frau hatte die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben, ihren Sohn in dem Gewerbe des Vaters groß wachsen und gedeihen zu sehen. Sie vertraute immer noch auf die

Versprechungen des Riedbauers, obgleich dieser bis jetzt noch nichts zu ihrer Erfüllung gethan hatte.

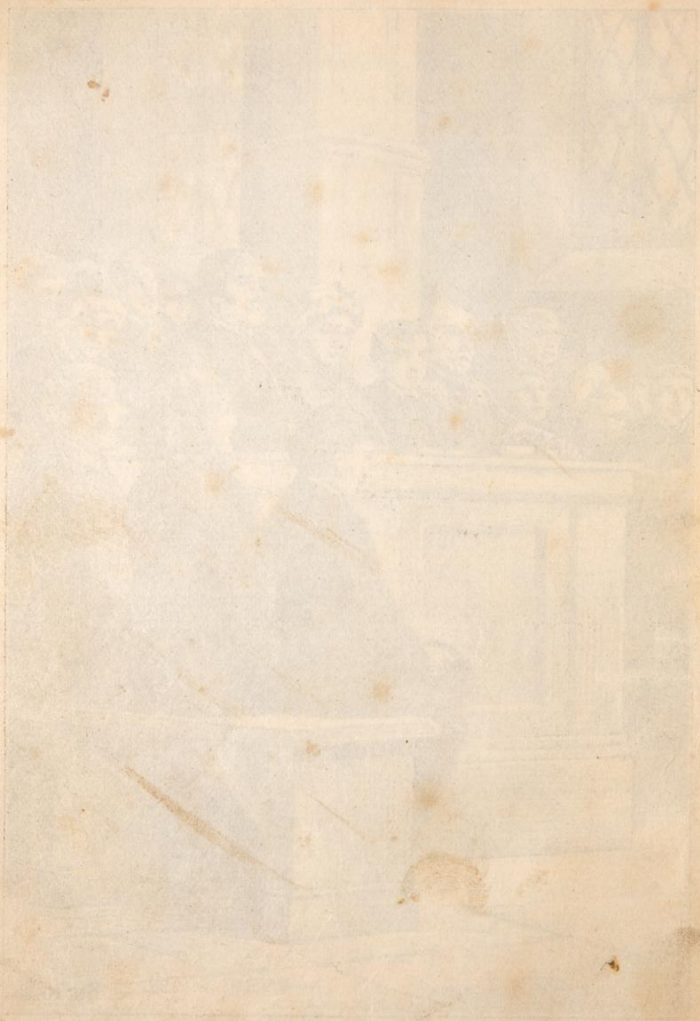
Der nächste Tag war ein Sonntag. Frau Wagner besuchte mit Gerhard die Kirche. Es war ein herrlicher Spaziergang, den sie dabei vom Riedbauerhofe bis nach dem Dörfchen genossen. Schweigend schritten sie nebeneinander und lauschten den herüberschwebenden Glockentönen. Ringsum blühte und duftete es in den Feldern. Über dem kühlenden Bache wiegten sich die schwanken Weidenzweige, und aus diesen heraus lugten die hellen Blütenbüschel der Spiräen und des Baldrian.

Das kummervolle Herz der bedrängten Mutter wurde leicht beim Anblick der herrlichen Natur, in welcher die Allmacht und Liebe Gottes so sichtlich waltete. Sie fühlte, daß auch sie mit ihrem Sohne nicht verlassen sein könne, sondern daß Gott sie beide führe auf dem Pfade seiner väterlichen Güte und Barmherzigkeit.

Als Frau Wagner nach der Dorfstraße einbog, zeigte sich diese bereits von zahlreichen Kirchengängern belebt, welche Frau Wagner kannten und ihr freundlich zunickten. Vor der Kirchenpforte hielt das Gespann des Riedbauers. Also auch er besuchte heute das Gotteshaus. Eben erhoben sich die mächtigen Klänge der Orgel und: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" erklang es durch die Hallen des Gotteshauses, als Frau Wagner mit ihrem Sohne eintrat. Auf einer Bank, welche der Riedbauer für sein Gesinde gemietet hatte, nahm sie Platz, neben ihr Gerhard. Andächtig betete dieser an der Seite der Mutter sein „Vaterunser", dann erhob er seine jugendliche Stimme in Gemeinschaft der andern zum Lobe und zur Ehre



Auf einer Bank, welche der Riedbauer für sein Gesinde gemietet hatte, nahm sie Platz, neben ihr Gerhard.



Gottes, wenn er auch nur auf der sogenannten Gesindebank saß, und dachte gar nicht daran, daß er als Sohn des wohlhabenden, allgemein geachteten Stellmachermeisters hätte auf einem ganz andern Platze sitzen können. Wohl aber dachte seine Mutter daran. Wenn sie für sich auch gern alles Ungemach und die über sie gekommene Armut trug, so bäumte sich ihr Mutterherz doch immer wieder dagegen auf, daß auch ihr Sohn darunter leiden mußte. Mit schwerem Seufzer erhob sie den Blick nach dem hohen Bogenfenster, das ihrem Platze gegenüber war. Durch die bunten Scheiben gedämpft, drang das goldige Sonnenlicht mild und sanft herein, glitt über den Altar und spielte mit dem verblaßten Kruzifix, dann wanden die Strahlen bunte Farbenkränze auf den kalten Steinfließen, und nun glitt das Himmelslicht bis heran zu den Füßen Gerhards und seiner Mutter. Es war ein Kosen des Himmels mit armen Menschenkindern.

Die Orgel und der Gesang waren verstummt. Andächtig lauschte die Gemeinde den Worten des Predigers. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ sagte er und pries die Nächstenliebe, die selbstlos und opferwillig für die Mitmenschen eintritt und ohne Neid und Mißgunst allerwegen förderlich und dienstlich ist.

An der Seite des Riedbauers saß Robert. Er hielt die Hände gefaltet und den Blick beharrlich auf die goldenen Buchstaben und Verzierungen seines Gesangbuches geheftet. Es wäre schwer gewesen, zu erraten, ob seine Gedanken den Worten des Geistlichen folgten oder nicht. Nach Beendigung des Gottesdienstes erhob er sich

stolz, und mit herausfordernden Blicken diejenigen musternd, welche ihn höflich grüßten, folgte er seinem Vater aus dem Gotteshause.

Gerhard trat mit seiner Mutter nicht sogleich den Heimweg an, sondern sie wandten sich beide von der Kirchenthür seitwärts, um das Grab des Vaters zu besuchen. Der Herr Pfarrer stand zwischen den Gräbern und sprach in seiner liebevollen, herzgewinnenden Weise mit einigen Frauen. Er grüßte freundlich zu Frau Wagner herüber, die einige Schritte von ihm entfernt an einer Gräberreihe entlang schritt. Des Stellmachers Grab war bald gefunden. Ein einfaches, schwarzes Kreuz, das seine Gesellen ihrem Meister setzen ließen, schmückte dasselbe. Den Hügel deckten die zarten Blüten von allerlei Feldblumen, die sich auf dem grasreichen Gottesacker eingebürgert hatten. Die Luft ringsum durchzog der würzige Duft von wildem Thymian.

Lange kniete Frau Wagner am Hügel des so früh Entschlafenen, und auch Gerhard stand mit gefalteten Händen daneben, seinen Blick ernst nach dem Fleckchen Erde gerichtet, das sein Lebensglück verschlungen hatte. Er fühlte sich sehr unglücklich in diesem Augenblicke, und als der Herr Pfarrer leise zu den beiden hinzutrat, vermochte Gerhard kaum die fest zusammengepreßten Lippen zum höflichen Gruße zu öffnen. Aber aus den hellen Augen des Geistlichen strahlte eine solche Fülle von Güte und Leutseligkeit, daß auch diesen beiden Trauernden das Herz geöffnet wurde und der Mund überging in Mitteilungen über die schlimmen Erlebnisse der letzten Zeit.

Der Pfarrer lenkte die Schritte heimwärts und wußte die beiden unbemerkt zu veranlassen, neben ihm herzuschreiten und in den Pfarrgarten mit ihm einzutreten. Hier nahm er mit ihnen Platz in einer stillen Laube, und nun wurden die Ereignisse auf dem Riedhofe ernst und sorgsam besprochen. Wiederholt schüttelte der Pfarrer das Haupt und blickte sinnend vor sich nieder, sobald er von dem völlig veränderten Benehmen Roberts hörte. Es betrübte ihn offenbar, daß derselbe dem Hochmut und der Herrschsucht Raum gab und daß der Riedbauer sich so wenig seiner Versprechungen erinnerte, welche er sogar dem Pfarrer am Tage der Beerdigung Wagners gegeben hatte.

„Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch!“ sagte der Pfarrer endlich. Das klang so überzeugend, und der Blick, mit dem der Geistliche Frau Wagner in die verweinten Augen schaute, war so überzeugend und glaubensvoll, daß Frau Wagner beide Hände des Pfarrers faßte, herzhaft drückte und ihn bat, ihr doch ja zu verzeihen, daß sie so zaghaft geworden sei, sie wolle ruhiger in die Zukunft blicken, wenn nur der Herr Pfarrer ihrer nicht vergessen wolle.

Als der Pfarrer seine Gäste wieder vor die Gartenpforte geführt und diese sich dort von ihm verabschiedet hatten, blickte er ihnen noch lange in Gedanken versunken nach. Er nahm sich vor, ab und zu einmal auf dem Riedhofe vorzusprechen, um sich von dem Stande der Dinge daselbst persönlich zu überzeugen. Vielleicht, so hoffte er, würde sein Einfluß nicht ohne günstige Wirkung bleiben.

IV.

Prüfungen.

Der Pfarrer war auf dem Riedhofe gewesen. Auf einem Spaziergange durch die Felder hatte er den Riedbauer getroffen, mit ihm ein Gespräch angeknüpft, ihn dann, ohne daß er aufdringlich schien, ein Stück des Weges geleitet, und nachdem man einmal in die Nähe des Hofes gekommen war, hatte der Riedbauer aus Höflichkeit nicht anders gekonnt, als den geistlichen Herrn zu einer kurzen Rast in seinem Heim einzuladen.

Diesem ersten Besuche folgten andre. Immer wurde der Pfarrer freundlich und höflich aufgenommen. Selten aber wollte es gelingen, Robert ins Gespräch zu ziehen. Oft genug traf ihn der Pfarrer überhaupt nicht anwesend.

Es schien fast, als ob Robert die Nähe des Pfarrers absichtlich meide und wenn es ihm möglich war, dessen Ankunft zu erspähen, heimlich entwischte.

Einmal, als Robert nicht zu entweichen vermochte, ging der Pfarrer geradeswegs auf sein Ziel los. Er fragte Robert nach seinem früheren Gespielen, seinem Freunde Gerhard, und wie es um das freundschaftliche Verhältnis zu ihm stehe. Er, der Pfarrer, hoffe,

daß Robert, als der Sohn des Riedbauers, dem der liebe Gott so reiche Güter in den Schoß geworfen, dem er einen treu sorgenden Vater erhalten habe, dem armen, bedauernswerten jungen Freunde ein rechter Freund und Bruder sei; er hoffe, viel Gutes und Liebes zu hören.

Robert hatte nicht geantwortet. Es war auch gar nicht nötig. Der Pfarrer wollte gar keine Antwort haben, hoffte aber, daß seine Worte in das junge Herz eingedrungen seien und reiche Früchte tragen würden.

Der Riedbauer hatte anfänglich mit Wohlwollen der Rede des Pfarrers gelauscht. Nach und nach aber hatte es ihm scheinen wollen, als mische sich hier ein Unberufener in seine Angelegenheit, die niemand etwas anging als ihn allein.

„Bin ich nicht Herr auf meinem Hofe?" sagte er zu sich selbst, nachdem er heute den Pfarrer kühler denn sonst verabschiedet hatte. „Bin ich denn nicht Herr? Verstehe ich nicht mehr mein Haus zu regieren? nicht mehr meinen Sohn zu erziehen? — Ist es doch, als ob alle sich vereinten gegen mich, um für diesen Gerhard und dessen Mutter einzutreten."

Er sann und sann. Immer düstrer wurden seine Gedanken, und seine Stirn zog sich in drohende Falten. Seine Stimme klang rauh und hart, als die Bäuerin zu ihm trat, um mit ihm zu sprechen.

Auch die Bäuerin fühlte in diesem Augenblicke, daß Frau Wagner keinen Segen mit auf den Hof gebracht hatte. Es hatte sich heimlich ein Unfriede eingenistet, der nicht mehr weichen wollte.

Für Gerhard und dessen Mutter verschlimmerten sich die Verhältnisse von Woche zu Woche. Es war nur zu natürlich, daß alles Gesinde auf dem Riedhofe nach und nach einsah, daß es vorteilhafter sei, es mit dem Sohne des Bauern zu halten und von Gerhard langsam abzulassen. Auf diese Weise entstand eine allmähliche Erkältung gegen Gerhard sowohl wie gegen dessen Mutter. Freilich wollte keiner der Knechte der armen, schwer geprüften Frau wehe thun. Aber dabei verfiel man in einen andern Fehler, nämlich den, daß man ihr und Gerhard überall scheu auswich, um nicht in ein vertrauliches Gespräch gezogen zu werden, das der Riedbauer leicht hätte beobachten und sich zum eigenen Nachteile auslegen können.

So war denn bald die Bäuerin noch die einzige Person, welche es mit den Verlassenen gut, wahrhaft gut meinte. Ihr ganzes Ansehen wandte sie auf, um die wachsende Abneigung ihres Mannes gegen Frau Wagner zu bekämpfen und die von allen Seiten Angegriffenen oder mindestens Gemiedenen zu schützen und zu verteidigen. Ja es fehlte in dem sonst so behaglichen Familienzimmer des Riedbauers nicht an heftigen Auftritten, weil die Bäuerin mit aller Schärfe gegen ihren Sohn auftrat, wenn er sich zu Beleidigungen gegen Gerhard hatte hinreißen lassen. Anfänglich mischte sich der Riedbauer nicht in den entstehenden Wortwechsel. Einmal aber, als die Bäuerin ihrem Sohne heftig drohte und dieser keck, fast frech, vor seine Mutter hintrat und sagte: „So wirf mich doch aus dem Hause, wenn dir dieser — dieser da lieber ist!“ trat der Riedbauer zwischen beide, faßte seinen Sohn

am Arm und verwies ihn mit zornigem Blick zur Ruhe, dann aber wandte er sich gegen seine Frau und sagte in heftiger Erregung: „Ich verbiete mir ein für allemal solche Auftritte wegen dieses — Bettelvolkes!“

Mit dröhnenden Schritten durchmaß er hierauf das Zimmer und dann fiel hinter ihm die Thür krachend ins Schloß.

An diesem Tage war der Riedbauer kein freundlicher Herr auf seinem Hofe. Das Gesinde merkte wohl, daß es „etwas gegeben“ haben mußte, wie man sich ausdrückte, und mutmaßte sehr richtig, daß die Veranlassung hierzu von niemand anders als von Robert ausgegangen sein konnte. Anstatt aber Roberts Verhalten zu verurteilen, wälzte man allen Grimm wegen der Unbequemlichkeiten, die man durch den Unmut des Gutsherrn zu erdulden hatte, auf Gerhard und dessen Mutter. „Wären die uns nur vom Hofe geblieben!“ klagten die einen. „Ja,“ stimmte man auf der andern Seite ein, „seit die hier sind, ist kein Friede und keine Ruhe mehr!“ Und ein besonders kluger Kopf fügte hinzu: „Ich habe mir die Sache gleich gedacht, wie das einmal kommen würde!“

Die Bäuerin hatte ihrem Manne mit starren Blicken nachgesehen, als er das Zimmer unter so heftigen Gebärden verließ. Dann wiederholte sie, wie um sich zu versichern, daß sie auch wirklich richtig gehört habe: „Bettelvolk.“

Es war ihr sehr weh ums Herz. Aber was konnte sie thun? Und doch, Frau Wagner hatte auf dem Hofe keinen andern Schutz mehr als den, welchen sie, die

Bäuerin, ihr angedeihen ließ. Diese nahm sich denn auch vor, Robert aufs strengste zu überwachen. Aber sie trat an Gerhard heran und ermahnte ihn, auszuhalten und redlich und höflich zu bleiben wie bisher.

Gerhard ging sehr still einher. Er wußte ja, daß niemand eine heitre Unterhaltung mit ihm suchte. So verrichtete er seine Arbeit und zog sich abends auf das Stübchen seiner Mutter zurück, um noch eine Stunde in ihrer Nähe zu verbringen. Aber auch hier war es recht einsam, seit auch die letzte gehegte Hoffnung geschwunden war.

Frau Wagner hatte nämlich versucht, in Frieden von dem Riedbauerhofe zu scheiden, um an einem andern Platze einen geeigneten Wirkungskreis zu suchen. Der Krämer Weidlich war ihr dabei behilflich gewesen und hatte in der Stadt eine Familie ausfindig gemacht, bei welcher Frau Wagner wohnen konnte, wenn sie dafür die Hausarbeit übernahm. Jetzt, als die Zeit der Übersiedlung nach der Stadt heranrückte, machte der Frau Wagner ihr eigner körperlicher Zustand die Annahme jener Stelle unmöglich. Mit den welkenden Blättern, die mit dem herannahenden Herbste von den Bäumen fielen, sank auch diese letzte Hoffnung auf Besserung ihres Loses dahin. Die Wangen der armen Frau wurden bleicher, ihr Gang schwankend. Bald konnte sie nicht mehr ihre gewöhnliche, ihr zugewiesene Arbeit auf dem Hofe verrichten und vermochte manchmal kaum, sich noch aufrecht zu erhalten.

Gerhard sah das Hinwelken seiner Mutter mit Entsetzen. Sollte er auch sie noch verlieren, allein in der Welt stehen ohne jeden Halt? Er dachte an den Herrn

Pfarrer. Aber dieser hatte ja bisher auch nichts zu thun vermocht zur Besserung der Verhältnisse.

Die Schneeflocken tanzten um das kleine Fenster des ärmlichen Zimmers. Frau Wagner saß im Stuhl am wärmenden Ofen. Gerhard hatte seinen Platz am Fenster inne und starrte hinaus in die langsam hereinbrechende Nacht.

Es war heute wieder Weihnachtsabend. Aber wie ganz anders als voriges Jahr! Heute hatte man sie nicht in das Familienzimmer zur Bescherung geladen. Freilich war am Spätnachmittage die Bäuerin herüber gekommen und hatte ein duftendes Weihnachtsbrot gebracht und ein Körbchen mit Äpfeln und Nüssen. Auch eine Flasche Wein befand sich dabei und für Gerhard ein buntes Halstuch. Das war alles.

Dort auf dem Tische standen und lagen die Sachen noch, wie man sie aus der Hand der Bäuerin genommen hatte. Gerhard wagte nicht, sie zu berühren, und die Gedanken seiner Mutter waren weit weg von dem irdischen Tand auf einem kleinen, beschneiten Fleckchen Erde, auf dem stillen Friedhof neben der Dorfkirche.

Ob Gerhard die Gedanken seiner Mutter erriet, oder ob seine eigenen unwillkürlich denselben Lauf nahmen? „Mein lieber, guter Vater, der du vor Gottes Throne stehst, siehe herab und tröste meine Mutter!“ betete er.

Vielleicht hatte die Mutter die Worte kindlicher Liebe von den Lippen ihres Sohnes gelesen; vielleicht auch hatte Gerhard, in sein Sinnen versunken, zu lange am Fenster gesessen; leise war Frau Wagner aufgestanden

und an Gerhard herangetreten. Jetzt strich sie ihm sanft kosend über das weiche Haar und sagte: „Geh schlafen!“

Die Nacht und der folgende Tag vergingen. Ihm folgten andre.

Die Bäuerin ließ es an nichts fehlen, wo es galt, der armen Freundin Hilfe und Linderung in ihrer Krankheit zu bringen, und Frau Wagner nahm alles mit warm empfundenem Danke an. Aber sie fühlte auch, daß sie eine Last sei, die sich der Riedbauer gern abgeschüttelt hätte.

Einmal, als die Bäuerin auch herübergekommen war, um ein Viertelstündchen mit ihrer Freundin zu plaudern und ihr den Gram und die Sorge ein wenig zu verscheuchen und das müde Herz aufzuheitern, sprach sich Frau Wagner offen aus.

„Ich bin dem Riedbauer überdrüssig,“ sagte sie. „Ich kann's ihm nicht verdenken. Leiste ich doch auf dem Hofe nichts mehr, und was Gerhard schafft, reicht nicht aus, um dafür Brot und Wohnung zu beanspruchen. Vielleicht, daß der liebe Gott mich hinwegnimmt, dann hat Gerhard nur für sich zu sorgen, und der Riedbauer mietet ihn dann vielleicht für einen bestimmten Lohn.“

Die Trostworte, welche die Bäuerin vorbrachte, wollten nicht mehr wirken. Sie war ja selbst ratlos und mußte sich gestehen, daß sie sich ja auch bereits um ihrer Liebesdienste willen vor ihrem Manne, ja sogar vor dem Gesinde, zu fürchten begann. Wählte sie doch immer die stille Abendstunde, um über den Hof zu schlüpfen, und erschrak, sobald ihr dennoch unvermutet einer der Knechte oder eine Magd begegnete, die sehr wohl merkten, daß die Bäuerin etwas unter dem Tuche verborgen trug.

V.

Der Blinde.

Wieder war es Frühling. Über den Feldern sang die Lerche, und in dem weiten Obstgarten, der sich an die Gutsgebäude des Riedhofes außerhalb der Mauer anschloß, brachen zwischen dem jungen Grün die schneeigen Blütenknospen in üppiger Fülle hervor.

Frau Wagner saß in der Nähe eines blühenden Kirschbaumes an dem verwitterten Tisch einer alten Laube. Vor sich hatte sie ein Blatt Papier, auf welches ihre noch zitternde Hand Zeile um Zeile schrieb. Neugierig flogen die in den Kirschenblüten summenden Bienen herbei und huschten an den schwarzen Buchstaben vorüber. Jetzt legte Frau Wagner die Feder weg und erhob ihren Blick nach dem wolkenlosen Blau des Himmels, dessen Glanz durch die Zweige der Bäume schimmerte.

Ob sie hoffen durfte?

Die wenigen Zeilen auf dem Blatte da vor ihr waren an den Herrn Pfarrer gerichtet. „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch," so hatte der Geistliche damals, als Frau Wagner mit Gerhard bei ihm war, tröstend gesagt. Diese Worte bildeten die Ein-

leitung zu ihrem heutigen Briefe. Daß Gott hilft, hatte ja Frau Wagner eben erst wieder erfahren. Sie war genesen von schwerer Krankheit und durfte ihrem Sohne wieder eine Ratgeberin und eine Stütze sein. Und daß Gott weiter helfen werde, daran zweifelte sie nicht mehr. Es war ihr, als ob mit des trüben Winters Schleier auch der Gram und der Trübsinn von ihrer Seele gewichen sei, so leicht, so hoffnungsvoll blickte sie in die Zukunft. Nur die Schwäche in den Gliedern mußte noch beseitigt werden, dann konnte sie fort, fort von hier, um unter fremden Leuten mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot zu verdienen. Das war freilich ein bescheidenes Glück, welches ihr lächelte, aber sie war froh darüber. Nun hatte sie soeben dem Herrn Pfarrer ihre Absicht mitgeteilt und erwartete von ihm Fürsprache und Unterstützung.

Als der Bote mit dem Briefe pfeifend und singend, je nachdem es ihn drängte, den frohen Empfindungen in der holden Frühlingsluft Raum zu geben, den blumigen Feldrain zwischen den Saatflächen des Riedbauers dahinwandelte, schritten in umgekehrter Richtung zwei Wandrer den schmalen Wiesenpfad entlang. Sie kamen wohl nicht aus dem Dorfe. Sie hätten sonst dem Boten vom Riedhofe begegnen müssen. Sie hatten wohl auch nicht den Riedhof zum Ziele, weil der Wiesenpfad seitwärts in weiter Entfernung daran vorüberführte. Der Bote achtete ihrer also auch nur so lange, als er sie sah, und schritt dann rüstiger dem Dorfe zu.

Einer der beiden stillen Wandrer war niemand anders als der blinde Reinhold.

Zwei Jahre hatte er bereits in der erwähnten Blindenanstalt verlebt. Mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten hatte er sich erworben, und die Bildung des Geistes und seines Herzens war nicht unberücksichtigt geblieben. Als einer der bravsten Schüler ging er mit den besten Zeugnissen von der Anstalt ab, um in einem großen Möbelgeschäft als Rohrflechter Arbeit zu nehmen. Er war mit guten Empfehlungen versehen und hatte nach der Versicherung des Direktors der Anstalt auf eine liebevolle Aufnahme in der Familie des Geschäftsinhabers in der Stadt zu rechnen.

Jetzt befand er sich auf dem Wege dahin.

Seine Erzählungen von dem Dörfchen, in welchem er früher eine Heimat gefunden und das er unter so traurigen Verhältnissen hatte verlassen müssen; seine Schilderungen, die er vom Riedstein entwarf, wo er mit lieben Jugendgespielen manch heitre Stunde vertändelt und verträumt, hatten seinen Begleiter, der ihn von der Anstalt nach der neuen Heimstätte in der Großstadt bringen sollte, vermocht, den kleinen Umweg nach dem Dorfe, vor allen Dingen aber nach dem Riedsteine zu machen. Von diesem aus wollte Reinhold das Dorf durchwandern, dort den Herrn Pfarrer aufsuchen und endlich auf dem Riedhofe seine Freunde Gerhard und Robert begrüßen. In all diese Hoffnungen war das kleine Herz so versenkt, daß Reinhold seinem Begleiter auf Fragen, mit denen dieser den Weg und die Zeit verkürzen wollte, kaum und auch dann noch ungenügend antwortete.

Reinhold erkannte den Steg wieder, der hinab zum Bache führte. Mit Leichtigkeit schritt er über die Steine

im seichten Wässerchen, und dann ging's ohne Aufenthalt hinauf nach dem Riedstein.

„Bleibe hier!" bat er seinen Beschützer, als sie am Fuße des Hügels waren. „Ich finde mich hier oben allein zurecht. Laß dir die Zeit nicht lang werden! Nachher erzähle ich dir viel, viel von unsern Spielen auf dem Riedsteine."

Mit diesen Worten schritt er den Pfad entlang, langsam, gedankenvoll. Erweckte doch jeder Tritt, den er vorwärts that nach dem alten Gemäuer, süße, liebe Erinnerungen. Als schüchterner, kleiner Knabe hatte er den Platz zum ersten Male betreten. Er erinnerte sich noch, wie er damals dem Sohne des Riedbauers die Hand reichte. Nun waren Jahre vergangen. Er selbst war größer und stärker geworden, auch verständiger. Ob wohl Gerhard und Robert sich freuen würden, wenn er so unerwartet vor sie träte? Ob sie vielleicht gar heraus nach dem Riedsteine gekommen wären, wenn sie gewußt hätten, daß er, Reinhold, hier war?

Der Blinde blieb stehen und lauschte. Es war sehr still und einsam hier oben. Nur einige Insekten summten an ihm vorüber, und in den magern Halmen zwischen den Steinen ihm zu Füßen zirpten die Grillen. Leise fuhr die Hand des Blinden über die Zweige des alles umwuchernden Strauchwerks. Dieses war dichter und höher geworden. Es kümmerte sich ja keine ordnende Hand darum, und Gerhard war, seit er der Schule entwachsen war, selten und später wohl nie mehr hierher gekommen.

Behutsam tastete Reinhold nach dem alten Mauerwerk und stieg die wenigen Stufen, die darin emporführten, hinauf. Kühle, feuchte Luft umwehte ihn, aber er schritt vorwärts, tiefer und tiefer zwischen die Trümmer hinein. War ihm doch jeder Stein, den er weitertastend mit der Hand berührte, ein lieber Bekannter, von dem er — vielleicht für immer — Abschied nahm. Doch plötzlich hielt seine Hand an einer Mauerspalte inne. Der Blinde hatte einen Gegenstand erfaßt, der offenbar nicht hierher gehörte. Es schien ein Blatt Papier zu sein. Behutsam zog es Reinhold hervor und betastete es. Dann lächelte er. Offenbar war es eine schriftliche Arbeit von Gerhard oder Robert, die man hier oben angefertigt und später beim Spiel vergessen hatte. Nun, so konnte er ja einem seiner Freunde etwas mitbringen, wenn es jetzt auch für diesen keinen Wert mehr hatte. Es war doch immerhin ein Scherz. Mit solchen Gedanken barg Reinhold den Fund in der Tasche seines Rockes und suchte den Ausweg aus der Ruine.

Im Schatten der Ebereschen lag im duftigen Grase sein Führer und spielte mit den purpurnen Blüten der Steinnelken, die neben ihm standen. Als er Reinholds ansichtig wurde, erhob er sich, und nun schritten beide dem Dorfe zu.

Reinhold erzählte seinem Führer, wie er versprochen, von den Spielen, die er mit seinen Freunden auf dem Riedsteine getrieben hatte, und begann sogar ein Lied zu singen, das er damals von Robert auf dem Riedsteine gelernt hatte.

Im Hofe des Dorfschulzen bellte der Kettenhund, als die beiden im Schatten der Mauer am Gehöfte vorüberschritten. „Jetzt müssen wir an den Dorfbach kommen und an die steinerne Brücke, die hinüber nach dem Pfarrgarten führt!“ rief Reinhold in freudiger Erregung. Sein Führer hatte nicht nötig, die Vermutung zu bestätigen. Die Kühle des Wassers und das Lispeln des Windhauches im Ufergesträuch hatte Reinhold längst verspürt. Kosend fuhr er mit der Hand durch die überhängenden Zweige, als man den Dorfbach überschritt, und nun befand man sich unter den Linden, welche den Pfarrhof umgaben. Der Blinde erkannte das Klirren der eisernen Pforte, und bald darauf vernahm er die wohltönende Stimme des Pfarrers, welcher die Ankommenden erstaunt, aber herzlich begrüßte.

Die Frau Pfarrer, welche den lauten Ausruf der Freude und des Staunens gehört hatte, trat neugierig aus der Laube, um zu sehen, welch seltenen Besuch ihr Mann erhalten habe.

„Ei der tausend!“ rief sie, Reinhold sofort erkennend. „Wen schickt uns denn da der liebe Gott so unverhofft ins Haus? Ist's denn auch möglich? Nein, wie der Reinhold gewachsen ist!“

Lächelnd hatte der Pfarrer geduldet, daß seine Gattin das mit Reinhold begonnene Gespräch in so lebhafter Weise unterbrach. Nun führte er ihn mit sich nach seinem Studierstübchen und bat seine Frau, für eine Erquickung zu sorgen.

Die Frau Pfarrer fühlte, daß ihr Mann ein Weilchen mit Reinhold allein sein wollte; daher beschäftigte sie

sich mit dessen Begleiter und fragte ihn über dies und das, was die Verhältnisse in der Blindenanstalt und deren Insassen betraf.

Auch der Pfarrer erkundigte sich bei Reinhold nach den Einrichtungen der Anstalt, die dieser nunmehr zwei Jahre bewohnt hatte, und gewahrte zu seiner sehr großen Freude, wie vorteilhaft für den armen Blinden die Erziehung in der Anstalt gewesen war. Darauf gedachte man auch des verstorbenen Pflegevaters, ebenso Gerhards und Roberts. Der Pfarrer konnte nicht unterlassen, Reinhold ein kleines Bild zu entwerfen von den Verhältnissen, wie sie gegenwärtig auf dem Riedbauerhofe herrschten. Der Blinde hörte aufmerksam und schweigend zu. Er vermochte nicht zu begreifen, wie die Liebe erkalten, ja in Feindseligkeit umschlagen könne, anstatt sich für das ganze Leben zu befestigen.

Nachdem der Pfarrer seine Mitteilungen beendet, blickte er forschend in die ernsten Züge des Blinden. Er ahnte wohl, welcherlei Gedanken den jungen Gast beschäftigten, und als halte er für selbstverständlich, daß Reinhold auf dem Riedsteine einen Besuch gemacht haben müsse, fragte er plötzlich: „Was machen denn die alten Mauerreste auf dem Riedsteine?“

Da leuchtete es auf in dem Antlitz des Blinden. Unbewußt, was er that, fuhr seine Hand in die Tasche seines Rockes und brachte ein Papier zum Vorschein. „Das fand ich in einer der Mauerspalten!“ sagte er heiter. „Gewiß ist's eine schriftliche Arbeit, die einer meiner beiden Freunde früher einmal da oben angefertigt

hat. Ich will sie ihnen bringen und sie ihrer Leichtfertigkeit wegen tadeln. Das wird viel Spaß geben!"

Der Pfarrer hatte mechanisch nach dem Blatte gegegriffen und es entfaltet.

Es entstand eine lange, bange Pause.

Der Blinde lauschte mit angehaltenem Atem nach dem Herrn Pfarrer hinüber, der mit keiner Bewegung verriet, was in ihm vorging. Reinhold wagte nicht, mit einem Worte die Stille zu unterbrechen.

Doch jetzt erhob sich der Pfarrer, und Reinhold wollte es scheinen, als würde sein Stuhl recht unsanft, wie etwa in plötzlich aufflammendem Zorne, zurückgeschoben. Aber nein! Das war wohl Täuschung. Die plötzlich eingetretene und so lang andauernde Stille machte das Geräusch vernehmlicher als sonst, und in den liebevollen Worten, mit denen sich der Pfarrer nun wieder an Reinhold wandte, lag kein Zeichen des Unmutes, obgleich die Stimme tiefer und voller klang als vorhin.

„Geh mit Gott, mein Sohn!" sagte der Pfarrer langsam. „Das Blatt, nun ist dir's recht, wenn ich es behalte? Ich möchte dem — dem Gerhard selbst damit eine Freude machen. Deine Freude soll darum nicht geschmälert werden." Damit strich er leise mit der Hand über die Wangen des Blinden und fügte nach einigem Nachdenken hinzu: „Vielleicht, daß ich in einer Stunde auch auf den Riedhof komme, und wenn du vor mir dort bist, so bitte grüße den Gerhard und Frau Wagner und sage ihr, daß ich ihr eine sehr, sehr freudige

VI.

Gottes Fügungen.

Auf dem Riedhofe herrschte eine düstre Stimmung.

Der Riedbauer ging heute mürrischer einher denn je, und das Gesinde war froh, ihm nicht in den Weg zu kommen. Mußte es einmal geschehen, daß einer der Knechte über den Hof ging, und traf er hierbei mit seinem Herrn zusammen, so suchte er Gelegenheit, ihm so schnell als möglich zu entschlüpfen. Es hielt dem Riedbauer niemand stand, an dem er sich hätte auspoltern können, um seinem Unmute Luft zu machen. Zwar wußte er selbst keine Ursache für seinen Unmut anzugeben, aber eben, weil er keinen Grund zum Schelten und Zanken hatte, suchte er solchen, und daß ihm sein Gesinde überall zu entwischen suchte und der Hof, auf welchem sonst bei der Arbeit fröhlich gesungen wurde, wie ausgestorben dastand, verdroß ihn.

Der Riedbauer stand an der Thür des Pferdestalles. Der weite, große Hof war menschenleer und still. Auf dem Dünger scharrten die Hühner. Das war alles. Zornig ließ der Riedbauer seine funkelnden Blicke darüber hinschweifen. Da knarrte die Stallthür. Gerhard

trat heraus, um hinüber nach der Geschirrkammer zu gehen, wo er mit dem Schirrvogte zu reden hatte. Als Gerhard den Riedbauer gewahrte, der still wie eine Bildsäule zur Seite der Thür stand, zog er schnell die Mütze und grüßte höflich. Der Riedbauer rührte sich nicht; dann, als Gerhard einige Schritte gethan hatte, knurrte der Riedbauer zwischen den Zähnen ihm nach: „Heuchelei! Nichts als Heuchelei! Das Bettelvolk ißt schon viel zu lange mein Brot. Das muß anders werden!"

Als fürchte er, daß seine leise zu sich selbst gesprochenen Worte von irgend jemand gehört worden sein könnten, sah er sich scheu um und schritt quer über den Hof dem Wohnhause zu.

Aber auch im Wohnhause war es still. Die Bäuerin saß zu dieser Stunde an ihrem gewohnten Platz am Fenster mit ihrer Näharbeit und sah nicht auf, als ihr Mann die Thür unsanft öffnete und eben so unsanft schloß.

Auch dies verdroß den Riedbauer. Hatte die Bäuerin früher aufgesehen, um mit einem freundlichen Blick ihren Mann zur Sanftmut zu mahnen, so hatte es Zank gegeben. Jetzt, seit die Bäuerin that, als achte sie auf das unwirsche Wesen ihres Mannes nicht, bot ihm dies auch wieder Veranlassung zum Streit.

Der Riedbauer war ans Fenster getreten und trommelte mit den dicken Fingern an den Scheiben, wobei er immer wieder mit einem Blicke seine Frau beobachtete.

Die Bäuerin sah nicht auf, obwohl sie die forschenden Blicke fühlte.

„Und gestern bist du auch wieder drüben bei der Wagner gewesen!" polterte plötzlich der Riedbauer los.

Keine Antwort.

Der Riedbauer wandte sich halb um. „Und schämt sich die Bäuerin vom Riedhof nicht, heimlich — heimlich aus dem Keller —"

„Halt!" unterbrach ihn hier die sonst so ruhige und besonnene Frau. Dabei hob sie den Kopf und bog denselben langsam zurück in den Nacken. Den Blick hielt sie herausfordernd auf ihren Mann geheftet. „So lange ich hier —" begann sie zu sprechen.

„So lange ich hier," fuhr der Riedbauer in lebhaftester Erregung dazwischen, „Herr im Hause bin, hat man mir zu gehorchen. Ich will nicht, daß dieses Bet — diese Leute meinen Wein trinken."

Schallenden Schrittes durchmaß der Riedbauer das Zimmer.

Die Bäuerin hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen, als wolle sie der Worte des erzürnten Mannes nicht weiter achten.

„Aber es muß ein Ende nehmen!" lärmte der Riedbauer von neuem. Er war wieder ans Fenster getreten. Es schien, als arbeiteten alle seine Gedanken an einem Plane. „Heute noch!" rief er laut und schlug mit der Faust aufs Fensterbrett, fuhr aber erschreckt vom Fenster zurück. Draußen war ein Schatten langsam an der Hauswand vorübergegangen.

Der Riedbauer hatte nicht sehen können, wer sich der Hausthür näherte. Jetzt horchte er auf die langsamen Schritte, die sich vom Flur her vernehmen ließen.

Es klopfte.

„Herein!“ rief die Bäuerin freundlich.

Der Riedbauer hatte auch ‚herein‘ sagen wollen, aber die Kehle schien ihm plötzlich so ausgetrocknet, daß ihm das kurze Wort darin stecken blieb.

Auf der Schwelle erschien der Herr Pfarrer.

Mit überaus leutseligem Antlitz bot er dem Riedbauer und der Bäuerin die Hand und that, als merke er die Wolken nicht, die auf des Riedbauers Stirn lagerten und die sich bei seinem Eintritt noch mehr zusammenzogen. Heiter blickte er im Zimmer umher und setzte sich dann mit der im herzlichsten Tone gesprochenen Frage: „Sie sind allein? Ich vermutete Besuch auf dem Riedhofe!“ auf den ihm von der Bäuerin herbeigeschobenen Stuhl.

„Besuch?“ fragte überrascht die Hausfrau zurück und hatte keine Ahnung, wen der Herr Pfarrer hier erwarten könne.

Der Riedbauer stand abseits und überließ es seiner Frau, weiter zu fragen, obgleich er neugierig geworden war, ob nicht etwa der Herr Pfarrer einen Bundesgenossen gefunden habe, mit dem vereint er für Frau Wagner eintreten wolle. Er reckte sich kampfbereit empor. Seine lauernden Blicke heftete er erwartungsvoll auf den ungeladenen Gast.

„Ich glaubte,“ fuhr der Pfarrer indes fort, „Robert und Gerhard bereits in voller Freude zu finden; denn die geht's zunächst an. Der blinde Reinhold war vor einer Stunde bei mir und sagte, daß er sogleich seine beiden lieben Freunde aufsuchen wolle.

Der Riedbauer holte tief Atem. Von Reinhold hatte er nichts zu fürchten.

Aber auch der Pfarrer schien sichtlich erfreut, dem Blinden zuvorgekommen zu sein.

„Wahrscheinlich ist Reinhold im Dorfe bei Weidlich eingekehrt," gab die Bäuerin ihrer Mutmaßung Raum. „Der gute Junge hat seine Liebe und Anhänglichkeit bewahrt."

Plötzlich fiel es dem Riedbauer ein, daß der Schirrvogt auf ihn warte, dem er eine Anordnung zu erteilen habe. Er bat den Pfarrer, ihm verzeihen zu wollen, daß er ihn ein Viertelstündchen der Unterhaltung mit seiner Frau überlassen müsse, und verschwand schneller durch die Thür, als es bei dem dringendsten Geschäfte nötig gewesen wäre.

Des Riedbauers Schritte waren draußen verhallt. Die beiden im Zimmer Zurückgebliebenen hatten das unterbrochene Gespräch noch nicht wieder aufgenommen. Des Pfarrers Blicke hingen forschend an dem betrübten Ausdruck im Antlitz der Bäuerin. Sie wich seinem Blick nicht aus, suchte auch den im Gesicht ausgeprägten Kummer keineswegs zu verdecken. Wußte sie doch, daß sich der Pfarrer stets als aufrichtiger Freund, als ein Helfer in der Not zeigte, soweit Menschenhilfe und menschlicher Rat überhaupt verwendbar waren. Er kannte auch, was das Herz der Bäuerin drückte, und fragte, das Schweigen endlich unterbrechend: „Was macht Robert? Wie geht's mit ihm?"

Die Bäuerin antwortete nicht. Der traurige Blick aber, mit welchem sie ihren Gast ansah, sagte alles.

Der Pfarrer wußte ja auch ohnehin, wie lieblos sich Robert seither gegen seinen früheren Gespielen und sogar gegen dessen Mutter gezeigt hatte, und nichts hatte darauf hingedeutet, daß sich sein Benehmen geändert und sich sein Verhalten gegen Gerhard gebessert habe. Daher nickte der Pfarrer auch nur nachdenklich mit dem Kopfe.

Aber der Bäuerin wollte es scheinen, als ob der Pfarrer heute gar nicht so ernst sei, wie er sich sonst bei derartigen Gesprächen gezeigt, und sie empfand doch gerade heute wieder den Druck, welcher auf dem ganzen Zusammenleben auf dem Bauernhofe lastete, so recht schwer. Daher gab sie ihren Empfindungen auch unverhohlen Ausdruck und sagte:

„Herr Pfarrer! Es lastet etwas auf uns allen. Damals, als Frau Wagner den Hof bezog, war alles ganz anders. Ich weiß es, sie ist eine brave, liebe Frau, der ich alles Gute wünsche, der ich selbst alle Hilfe gern angedeihen lasse, und der Gerhard, nun, Herr Pfarrer, Sie wissen selbst, wie lieb er ist. Ach, es thut mir so leid um ihn. Aber, fast möchte ich wünschen —".

„Wünschen Sie nichts!" unterbrach sanft bittend, aber ernst und sicher der Pfarrer die Rede der Bäuerin. „Wünschen Sie nichts, als daß der Bann, welcher auf diesem Hause seit — nun, ich sage es frei heraus, seit dem Tode Wagners, auch wohl seit einem Tage vorher — auf diesem Hause ruht, daß dieser Bann hinweggenommen werde!"

Die Bäuerin sah ihren Besuch mit offenen, fragenden Blicken an. Wußte der Pfarrer mehr von den Verhältnissen auf dem Riedhofe? Er rechnete den Anfang der

traurigen Ereignisse zurück bis auf einen Tag vor dem Tode Wagners. Mit solcher Bestimmtheit kann nur jemand sprechen, der genaue Kenntnis von allem hat, was zwischen den beteiligten Menschen vorgegangen ist. Was konnte der Riedbauer mit Wagner gehabt haben? Und wenn etwas vorgefallen war, warum hatte dann der Riedbauer die Witwe des Mannes samt dessen Sohn auf seinen Hof genommen? Wie aber war dem Pfarrer Kenntnis geworden von einer Sache, die ihr, der Bäuerin, selbst ein Rätsel war? Wieder blickte sie den Pfarrer fragend an. Dieser lächelte, ergriff die Hand der Bäuerin und sagte in überzeugendem Tone:

„Gott wird helfen!"

Das war allerdings wenig für das, was die Bäuerin zu hören erwartet hatte. Sie seufzte und antwortete:

„Das hoffe ich auch. Aber glauben Sie mir, manche Nacht, wenn kein Schlaf in meine müden Augen kommen wollte, habe ich gebetet, Gott wolle meinem Manne den früheren, alten Frohsinn wiedergeben, ihn wieder freundlich stimmen gegen die arme Frau, die sich nun doch einmal nicht zu raten und zu helfen weiß, und, was mir als Mutter doch am meisten am Herzen liegt, Gott möge meinen Sohn nicht zu einem hartherzigen, lieblosen Menschen heranwachsen lassen. Ein solcher taugt nicht zum einstigen Herrn des Riedhofes. Aber — Gott sei es geklagt — Robert hat ein schlimmes Beispiel an seinem eigenen Vater!"

Der Pfarrer hatte die Bäuerin ruhig ausreden lassen.

„Robert ist noch jung, und, dessen bin ich überzeugt, im Grunde seines Herzens ruht ein guter Kern, der allen Riedbauern bisher eigen war. Ich bin überzeugt, daß dieser Kern echt christlicher Menschen- und Nächstenliebe mächtig emporwachsen und alles Unkraut niederhalten wird."

Die Bäuerin hatte während des Gespräches ein blendend weißes Tischtuch aus dem Schube genommen und war jetzt im Begriff den großen Tisch damit zu decken. Der Pfarrer erkannte daraus, daß sie ihrem Gaste eine Erquickung vorsetzen wollte, wie sie bei seinen früheren Besuchen immer gethan. Heute wehrte aber der Pfarrer freundlich ab.

„Lassen Sie es, bitte!" sagte er sanft ablehnend und fügte darauf geheimnisvoll hinzu: „Wenn ich wiederkomme, dann! Vielleicht feiern wir das Fest der Wiederkehr des alten, guten Geistes auf dem Riedhofe!"

Die Bäuerin schüttelte den Kopf, aber nicht, weil sie zweifelte, daß es wieder so heiter und friedlich werden könne auf dem Riedhofe, wie es früher gewesen war, sondern weil sie nicht begreifen konnte, worauf der Herr Pfarrer seine so festen Hoffnungen stützte. Bevor sie aber das Gespräch weiter fortsetzen konnte, erschien der Riedbauer in der Thür. Er war wohl nicht sehr erfreut, den Pfarrer noch anwesend zu finden. Dieser jedoch achtete weder der Verstimmung des Riedbauers, noch seines schweigsamen Wesens. Höflich sagte er, indem er sich erhob:

„Riedbauer, es ist so herrliches Wetter draußen. Ich möchte ein wenig unter Gottes freiem Himmel plaudern!"

Der Riedbauer hätte sich selbst unhöflich schelten müssen, wenn er seinem Gaste ein kurzes Geleit nicht gewährte, und da der Pfarrer sich bereits mit kurzem, herzlichem Gruße von der Bäuerin verabschiedet hatte und wartend mitten im Zimmer stand, griff er nach seinem Hute und folgte ihm hinaus. Gedankenvoll blickte die Bäuerin nach, als die beiden über den Hof nach dem Thorwege schritten.

Draußen zwischen den Feldern eröffnete der Pfarrer ohne Umstände das Gespräch. Der Stand der Früchte, die voraussichtliche Ernte, eine ganze Allee schöner Fruchtbäume, die man durchschritt, die Obstbaumzucht und -Pflege, die der Pfarrer selbst mit Eifer und kundiger Hand betrieb, gaben genug Stoff zu anregender Unterhaltung. Ja der Riedbauer lebte bei diesem Gespräch ordentlich auf. War er anfänglich froh darüber gewesen, daß der Pfarrer der mißlichen Verhältnisse auf dem Riedhofe mit keinem Worte Erwähnung that und nicht, wie er gefürchtet hatte, ihm mit Mahnungen und Belehrungen nahe trat, dachte er jetzt nicht mehr an dergleichen und sagte sich im stillen: „Einen so heitern Spaziergang habe ich schon seit langer Zeit nicht mehr gemacht und eine so anregende Unterhaltung schon lange nicht mehr genossen.“ Er wurde selbst immer gesprächiger und zeigte dem freundlichen Pfarrer diese und jene Neuanlage in seinen Feldern und war ganz glücklich darüber, daß sein Begleiter überall durch seine Zustimmungen oder Befürchtungen ein sachkundiges Urteil abzugeben vermochte.

Aber plötzlich hielt der Riedbauer auf seinem Wege

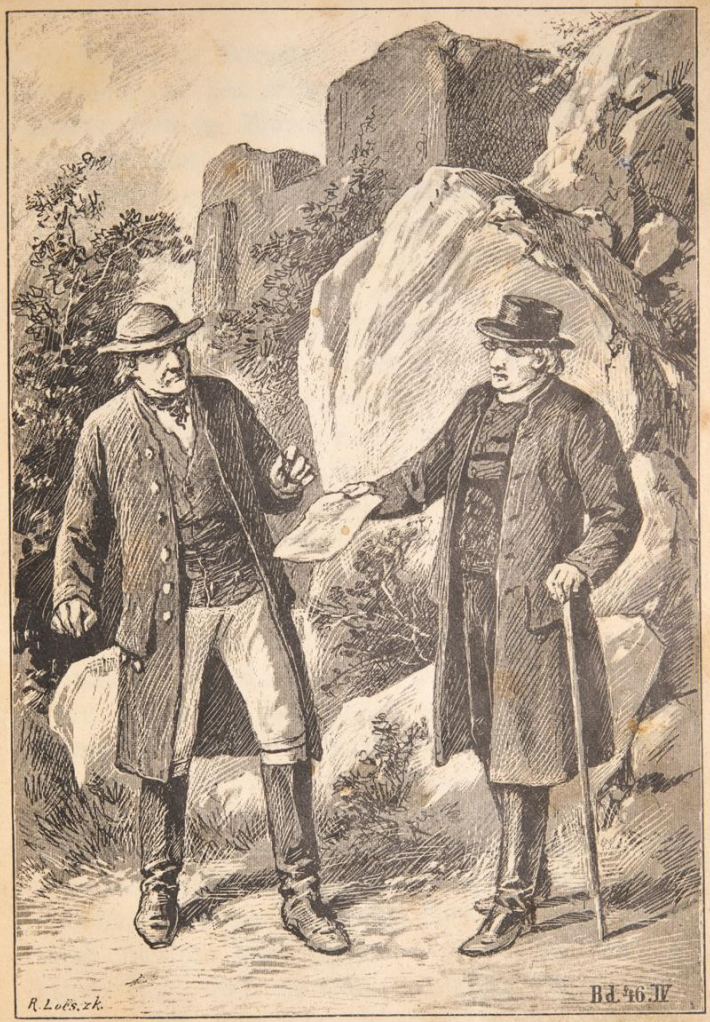
inne. Er bemerkte erst jetzt, daß man sich immer mehr von dem Dorfe entfernte, anstatt diesem zuzuschreiten. Der Pfarrer achtete indessen darauf gar nicht und setzte den eingeschlagenen Weg rüstig weiter fort, und als ihn der Riedbauer endlich darauf aufmerksam zu machen für nötig hielt, daß man den Riedstein fast erreicht habe und es Zeit zur Umkehr sei, schnitt ihm der Pfarrer das Wort ab, indem er kurz sagte:

„Thut nichts! Ich habe die alten Steine schon lange nicht mehr in nächster Nähe gesehen. Das letzte Mal war ich gelegentlich eines einsamen Spazierganges hier oben. Ich traf damals Robert mit Gerhard und dem blinden Reinhold bei heiterm Spiele. Er ist jetzt ein recht stattlicher Bursch geworden, der Reinhold, und befähigt, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Das dankt er Ihnen, Riedbauer, so wie viele unsrer Gemeinde und auch andre Ihnen zu danken haben. Ich am meisten weiß das zu schätzen und, Riedbauer, ich, auch ich möchte meinen Dank abstatten für alle Barmherzigkeit, die vom Riedhofe sich ausgegossen hat über unsre darbenden und leidenden Mitmenschen."

„Herr Pfarrer," brachte der Riedbauer kaum hörbar über die Lippen. „Herr Pfarrer, machen Sie doch deshalb nicht viele Worte! Was ich gethan —"

„steht in Gottes Buch geschrieben!" unterbrach ihn der Pfarrer, „und wenn ich von meinem Danke spreche, nun, so kann von keiner Vergeltung durch irdischen Vorteil die Rede sein."

Sie waren beide bis dicht an die Ruine gekommen, und der Pfarrer schien mit großer Aufmerksamkeit das



„Sie! Nehmen Sie das Papier zurück! Übergeben Sie es dem Gericht! Entlarven Sie den Betrüger!

alte Gestein zu betrachten. Der Riedbauer folgte ihm mechanisch auf dem düstern, hoch überschatteten Pfade. Plötzlich hielt der Pfarrer inne und wandte sein Antlitz voll gegen seinen Begleiter.

„Riedbauer," begann er in wohlwollendem, aber tiefernstem Tone. „Hier oben haben drei junge Herzen Freundschaft geschlossen. — Es ist anders geworden seitdem. Wir haben nicht nötig, darüber zu sprechen. Aber, Riedbauer, wollen Sie den jungen Herzen den Frieden wiedergeben, der ihnen genommen ist, so wird Ihnen Gott den Frieden wiedergeben, der vom Riedhofe gewichen ist, und in Ihrer eigenen Brust, mein Freund, wird das Wort des Heilandes Widerhall finden: „Meinen Frieden gebe ich euch! Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt: Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!"

Aber der Riedbauer erschrak doch gewaltig, als der Pfarrer ein Blatt Papier aus der Tasche seines Rockes nahm und langsam in des Riedbauers Hand legte. Der Riedbauer hatte nicht nötig zu fragen. Eine Stimme in seinem Innern sagte ihm deutlich, was für ein Papier das sei und was es damit auf sich habe. Einige Flecken an den Stellen, wo es zusammengebogen war, und die von der Berührung mit Moos oder Feuchtigkeit herrührten, deuteten an, daß der Aufbewahrungsort nicht vollkommen gegen die Einflüsse des Wetters geschützt gewesen war.

Der Riedbauer starrte sprachlos auf das Blatt in seinen Händen, dann begann er zu wanken, und der schwere Mann wäre ohnmächtig zusammengebrochen, wenn nicht die milde Stimme des Pfarrers ihn ins Bewußtsein zurückgerufen hätte.

„Riedbauer!“ rief der Pfarrer mahnend, und dieser sah auf und wischte sich über die Augen. Es war zu schnell über ihn gekommen, was er in den letzten Minuten erlebt hatte. Jetzt blickte er suchend um sich und sah bald den Pfarrer, bald das Papier, bald die Mauertrümmer an, zwischen denen sie standen. Wie ein Traum erschien ihm alles.

Der Pfarrer aber faßte sanft des Riedbauers Hand.

„Gottes Fügung!“ sagte er dabei warm und sah dem Riedbauer in die grauen Augen, in denen sich Angst und Befangenheit spiegelten. „Sie wissen wohl, was Sie nun zu thun haben. Ich bin überzeugt, daß der ehrliche Name des Riedbauers auf dem Hofe erhalten bleibt!“

Der Riedbauer schüttelte den Kopf. Nach einer Pause begann er: „Sie! nehmen Sie das Papier zurück! Übergeben Sie es dem Gericht! Entlarven Sie den Betrüger!“

„Gott hat es anders gefügt!“ entgegnete mild der Pfarrer. „Er hat nicht gewollt, daß jemand Zeuge sein sollte von der Versuchung, in der Sie gefallen. Fragen Sie nicht, wie das Papier in meine Hände gekommen! Fragen Sie nicht, warum ich es in Ihre Hände zurückgebe! Doch, ich sagte es ja schon, weil ich überzeugt bleiben will, daß der Riedbauer ein ehrlicher Mann ist. — Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Kampf. Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg. — Gott, der Herr, weiß, wie oft wir fehlen, aber er verzeiht auch die verborgenen Fehler. Aber nun genug, Riedbauer, gedenken Sie immer der Gnade Gottes, die er Ihnen an derselben

Stelle, an der Sie sich gegen seine Liebe versündigten, erzeigt hat."

Damit schritt der Pfarrer voran, und der Riedbauer dachte erst draußen, als das Gebüsch sich hinter beiden schloß und die freien Felder sich vor ihnen aufthaten, daran, den Schuldschein an seinem Busen zu verbergen.

„Wir müssen eilen!" begann der Pfarrer abermals das Gespräch. „Reinhold muß bereits auf dem Riedhofe sein, Sie wünschen doch auch, die drei jungen Freunde vereint zu sehen."

Hierbei sah er den neben ihm schreitenden Riedbauer fragend an und hielt ihm die Hand dar, wie jemand, der des andern Zustimmung erwartet und verlangt, daß derselbe sein Versprechen gebe und durch Handschlag bekräftige. Noch einmal wurde das Antlitz des Riedbauers rot. Es war die Röte der Scham. Dann war der innere Kampf beendet. Sein guter Geist hatte gesiegt. Mit Hast und Inbrunst ergriff er die dargereichte Hand und drückte sie lebhaft. Damit war der Pfarrer zufrieden. Er wußte, daß dieser Druck der Hand seitens des Riedbauers mehr wert war als der feierlichste Eid, als ein Gelöbnis mit dem Munde.

Schweigend waren darauf beide dem Riedhofe zugeschritten. Der Riedbauer ging so frisch und frei umher, als sei er mit einem Male eine Reihe von Jahren jünger geworden. Seine Brust atmete so leicht und seine Augen blickten so fröhlich in das lichte Blau des Himmels, als sei nie eine Regenwolke über das Haupt des Riedbauers dahingegangen. Nur manchmal blickte er sinnend auf den Pfad, der ihn dem Riedhofe entgegenführte. Ihm

blieb heute noch eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Er mußte mit Frau Wagner sprechen. Wie sollte er das beginnen, wie sein Geständnis einleiten? Ob ihm wohl der Herr Pfarrer auch hierbei behilflich sein würde? Forschend warf er einen Blick auf ihn, als dieser eben stehen blieb und ihm die Hand zum Abschied reichte.

„Behüte Sie Gott, Riedbauer! — Ich bin jetzt auf dem Hofe überflüssig. Sie richten allen — allen den herzlichsten Gruß von mir aus!" Mit diesen Worten wandte sich der Pfarrer seitwärts einem Feldwege zu, der ihn vom Riedhofe abführte.

Der Riedbauer stand noch eine Weile auf demselben Fleck, auf dem ihn der gute Pfarrer verlassen hatte, und sah dem Dahinwandernden nach, dann durchschritt er ein schmales Seitenpförtchen, welches vom Obstgarten nach dem Hofe führte, und wandte sich dem Gesindehause zu, in welchem Frau Wagner wohnte.

Zwar wußte er noch kein Wort von dem, was er ihr sagen sollte, aber dennoch stieg er ohne Zögern die Treppe empor.

Frau Wagner hörte die Tritte und meinte, es sei der Herr Pfarrer, an den sie heute den Brief gesandt hatte. Gerhard hatte den Pfarrer nach dem Hofe kommen sehen und seiner Mutter davon Mitteilung gemacht. Nun war seitdem freilich mehr denn eine Stunde Zeit vergangen, aber Frau Wagner glaubte, der Pfarrer habe so lange im Gespräch mit der Bäuerin zugebracht, und war fest in der Überzeugung, daß er den Riedhof nicht verlassen werde, ohne sie hier oben in ihrer Einsamkeit aufgesucht zu haben. Mit Bangen klopfte jetzt ihr Herz, als sie

die Schritte auf der Treppe vernahm. Vielleicht sollte sie schon Antwort auf ihr Schreiben erhalten, vielleicht eine recht günstige Antwort.

Jetzt pochte es an ihre Thür.

„Herein!“ sagte Frau Wagner beklommenen Herzens. „Was wird die nächste Stunde bringen?“ fragte sie sich. Ja, was die nächste Stunde brachte, war mehr, als sie zu ahnen vermochte; denn als sie den Kopf wandte, um den Eintretenden zu begrüßen, stand der Riedbauer vor ihr. Erschreckt und befangen zugleich zog sie die zum Gruß ausgestreckte Hand zurück und starrte den Unerwarteten sprachlos an. Auch der Riedbauer schwieg noch. Er hatte nicht einmal den Mut zum Gruß gefunden. So entstand eine bange Pause, in welcher Frau Wagner die tiefe Blässe bemerkte, die auf des Riedbauers ernstem Gesicht lag. Endlich hob ein tiefer Atemzug die Brust des sonst so starken Mannes, und die zitternde Rechte suchte in der Brusttasche des Rockes. Jetzt brachte diese ein zusammengebogenes Blatt hervor, welches der Riedbauer der in Verwunderung harrenden Frau überreichte. Sie wußte nicht, was das Benehmen des Riedbauers bedeuten sollte, aber sein Blick war so demütig und höflich bittend, daß sie, ohne eine Frage zu wagen, ihm das dargereichte Papier langsam aus der Hand nahm und eben so langsam öffnete.

Der Riedbauer wischte mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte er von hier den letzten Gedanken der Angst und Sorge gewaltsam hinwegwischen. Aber mit seiner Kraft hatte es nun auch ein Ende. Jetzt, nachdem das seit länger als zwei Jahren in der Brust

verschlossene Geheimnis gelöst war und sein Geist die Spannung der Nerven nicht mehr nötig hatte, fühlte er eine solche Schwäche in allen Gliedern, daß er nach dem nächsten Stuhle greifen und sich darauf niederlassen mußte.

Frau Wagner hatte noch gar nicht daran gedacht, ihrem Gaste einen Stuhl anzubieten, und jetzt, als sich der Riedbauer, ohne Einladung dazu erhalten zu haben, niederließ, achtete sie auch nicht auf ihn, ja sie hatte im Augenblick ganz seine Anwesenheit vergessen. Das Blatt hielt sie in beiden Händen und las wieder und immer wieder. Endlich blickten die Augen starr auf das Papier nieder, und die Gedanken waren von den Buchstaben hinweggeeilt und durchflogen die Tage der Vergangenheit. Langsam löste sich ein heißer Tropfen von den Wimpern und fiel herab auf das Blatt. Jetzt erinnerte sich Frau Wagner erst wieder der Anwesenheit des Riedbauers. Beide fühlten, daß etwas gesprochen werden müsse, und doch fand keines von beiden einen Anfang.

„Verurteilen, verdammen Sie mich!" begann endlich der Riedbauer.

Aber Frau Wagner hob schnell abwehrend die Hand. „Still, Riedbauer, still!" sagte sie. „Um des — Toten willen!" fügte sie dann mit leiser Stimme bittend hinzu.

Der Riedbauer reichte ihr die Hand. „Darf ich um die eine Barmherzigkeit bitten, daß Sie mir erlauben, den Frevel zu tilgen, mein Vergehen gut zu machen und die Schande von dem Namen des Riedbauers abzuwaschen durch tausendfache Buße?" Der Riedbauer hatte mit zitternder Stimme, aber in dem herzlichen Tone gesprochen, der ihm

früher stets eigen gewesen war und der in der Brust der armen, geprüften Frau einen leisen Widerhall erweckte aus der Zeit, als ihr Mann noch lebte und der Riedbauer bei ihm in dem kleinen Häuschen im Dorfe verkehrte. Diese Erinnerung durchwehte ihr Herz, so daß sie nicht an des Riedbauers Habsucht und Betrug glauben mochte, und als der Riedbauer noch einen Versuch machte, etwas Näheres über die Angelegenheit zu erzählen, wehrte sie ihm kurz und freundlich ab: „Es ist gut so! Danken wir Gott für diese Stunde!"

VII.

Neues Leben auf dem Riedhofe.

Wochen waren vergangen, seit Frau Wagner sich im Besitze des ansehnlichen Kapitals befand, welches ihr und ihrem Sohne eine sorgenfreie Zukunft sicherte und das auf so wunderbare Weise wieder in ihre Hände gelangt war. Aber sie besaß auch Liebe und Dankbarkeit genug gegen die Bäuerin, daß sie der Welt gegenüber den plötzlich wiedererlangten Reichtum verschwieg. Um dies zu ermöglichen, lieh sie das Geld auf den Riedhof und blieb selbst dort. Freilich bewohnte sie das armselige Stübchen im Gesindehause nicht länger, sondern hatte eine freundliche Wohnung im Hause des Riedbauers inne.

Es war Sonnabend. Das Tagewerk des Gesindes war bereits vollbracht, aber noch herrschte ein geheimnisvolles Treiben auf dem Hofe. Die Knechte zimmerten Tische und Bänke, und die Mägde sahen, in Gruppen leise zusammen plaudernd, der emsigen Beschäftigung zu.

Draußen vor dem Hofe näherte sich klappernd noch ein Wagen langsam dem Thorwege. Man schien dessen Eintreffen erwartet zu haben; denn sogleich

wurde von einem der Knechte das Thor geöffnet und der mit Tannengrün und Eichenlaub beladene Wagen hereingelassen.

Jetzt entwickelten auch die Mägde eine behende Thätigkeit. Aus dem Eichenlaub entstanden unter den geschäftigen Fingern mächtige Kränze, aus deren dunkelm Grün zahlreiche bunte Schleifen herauslugten oder frei hervorflatterten. Unter Lachen und Scherzen bildete man aus dem Tannengrün Laubgewinde, die sich um eine Anzahl hoher Flaggenstangen zogen, welche mit flatternden Wimpeln an der Spitze zuletzt aufgerichtet und im Kreise zwischen Tischen und Bänken aufgestellt wurden. Das Hämmern und Klopfen währte bis zum Anbruch der Nacht. Endlich waren alle Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste getroffen, und auch über dem hohen Gitterthore der Hofeinfahrt prangte ein mächtiger Eichenkranz, und die Säulen umschlangen Tannengewinde.

Der Riedbauer war an diesem Tage nicht daheim. Aber als der älteste Knecht eben noch den letzten, prüfenden Blick über die ganze vollendete Arbeit schweifen ließ, vernahm man das Rollen seines Gefährtes. Mit lustigem Peitschenknall meldete der Riedbauer vor dem Thore seine Rückkehr an, und einer der beiden Insassen des Wagens, die niemand anders als Gerhard und Reinhold waren, stieß seinen Nachbar lebhaft mit dem Ellbogen an. „Morgen ist auf dem Riedhofe Erntefest!“ rief er ihm zu. Er hatte den Eichenkranz und die Tannengewinde bemerkt. Er kannte ja aus seiner Jugendzeit die Vorbereitungen zu einem derartigen Feste und wußte nun mit einem Male, warum heute der Riedbauer

nach der Stadt gekommen war, um ihn samt Reinhold nach dem Riedhof zu holen.

Gerhard befand sich seit Wochen bei einem der tüchtigsten Stellmacher- und Wagenbaumeister der Stadt und war mit Leib und Seele bei seiner Arbeit. War ihm doch ein Herzenswunsch erfüllt, obgleich er gar nicht hatte begreifen können, wie eines Tages der Riedbauer ihm freundlich unters Kinn gefaßt und ihn gefragt hatte: „Gelt, Gerhard, möchtest halt doch gern Stellmacher werden?" Er fühlte aber jetzt noch die heiße Dankesthräne, die ihm bei der plötzlichen, entzückenden Botschaft in die Augen geschossen war. Was er damals geantwortet, dessen vermochte er sich nicht mehr zu erinnern, aber daß er seinem Gönner und vor allem der lieben, guten Mutter Freude machen und etwas Tüchtiges lernen und werden wollte, das wußte er.

Und heute war der Riedbauer plötzlich zu seinem Meister gekommen, hatte ein paar Worte mit ihm gewechselt, der Meister hatte anfänglich aufmerksam zugehört, dann herzlich gelacht und den Riedbauer ins Haus geführt. Gleich darauf hatte man Gerhard rufen lassen, und der Meister hatte ihm befohlen, den Sonntagsstaat anzulegen und dem Riedbauer zu folgen. Er hatte mehrere Tage Urlaub erhalten.

Mit pochendem Herzen hatte Gerhard auf dem Wagen Platz genommen. Er sollte seine Mutter auf dem Riedhofe wiedersehen. Das war alles, woran er dachte. Zu welchem Zweck ihm der Riedbauer Urlaub ausgewirkt haben mochte, darüber nachzudenken fiel ihm nicht ein. Nur seine Mutter stand vor ihm im Geiste. Hatte er

sie doch das erste Mal in seinem Leben verlassen müssen. Wenn er auch erst wochenlang von ihr fort war, ob er auch ihren Brief nach Feierabend still unter seinem Kopfkissen hervorzog und in der Abenddämmerung am Fenster unbelauscht wieder und immer wieder las, das Heimweh konnte er doch nicht so leicht überwinden. Er hatte kurz vor seinem Scheiden vom Riedhofe den Sonnenblick des Friedens darüber aufgehen sehen, durch welchen plötzlich alle Gemüter wie mit einem Zauberschlage froh und heiter gestimmt wurden, heute sollte er mit eigenen Augen sehen, daß das herzliche Einvernehmen, von dem ihm die Mutter geschrieben, auch wirklich noch bestehe. Und es mußte wohl noch bestehen; denn der Riedbauer machte ein so freundliches Gesicht und that so geheimnisvoll.

Aber Gerhard wunderte sich, daß der Riedbauer nicht sogleich den Weg einschlug, welcher aus der Stadt heimwärts führte, sondern daß er tiefer in ihre belebten Straßen einbog. Vor einem großen Hause hielt der Riedbauer den Wagen an, sprang herab und trat in das Haus. Gerhard mußte die Pferde halten. Darum war es ihm auch nur möglich, einen einzigen flüchtigen Blick über die hohen Fenster des Hauses, auf den großen Laden mit der fast stockwerkhohen Spiegelscheibe im Schaufenster und dahinter auf die feinen Polstermöbel und das zierliche Rohrflechtwerk zu werfen. Seine ganze Aufmerksamkeit mußte er den ungeduldigen Pferden widmen, die zwischen Rollwagen, Droschken und Pferdebahnwagen kaum zu halten waren.

„Reinhold!“ rief er plötzlich laut in das Gewirr

der Straße. Seine Blicke waren unwillkürlich nach der Hausthür geschweift, aus welcher soeben der Riedbauer, den blinden Reinhold an der Hand führend, hervortrat.

Der Riedbauer half dem Blinden in den Wagen, schwang sich auf den Bock, und eilend rollte das leichte Gefährt davon.

So hatte nun Gerhard ganz unvermutet auch seinen Freund Reinhold wieder. Ihn sollte er mit nach dem Riedhofe bringen und dort mit Robert zusammentreffen. Das war ein Glück und eine Freude! Aber nun fing Gerhard doch an zu überlegen, was das alles zu bedeuten habe. Galt es der Feier eines Geburtstages? Aber wer konnte heute oder morgen oder auch in den nächsten Tagen den Geburtstag haben? Der Riedbauer? nein! Die Bäuerin? auch nicht. Gerhard sann und kam zu keinem Ziele. Erst als sich der Wagen dem Thore des Riedhofes näherte und Gerhard die Kränze und Laubgewinde und im Hofe die Flaggenstangen und die aufgestellten Tische und Bänke bemerkte, wurde ihm alles klar. „Morgen ist Erntefest!“ rief er daher seinem Genossen freudig zu. Nun wußte er auch, daß der gute Geist des Friedens und der Eintracht, der seit kurzem auf dem Riedhofe wieder eingekehrt war, noch herrschte.

In den letzten zwei Jahren hatte es kein fröhliches Erntefest gegeben. Der Riedbauer hatte jeden Schmuck des Hofes und jede rauschende Feierlichkeit geradezu verboten. Das war nun wieder anders. Kein Wunder also, daß vom Gesinde die Vorbereitungen zu der Feier mit so regem Eifer betrieben wurden.

Der Sonntagsmorgen war angebrochen. Als Gerhard aus dem Fenster sah, bemerkte er auf dem Hofe bereits ein reges Leben und Treiben. Die Knechte waren in ihrem Sonntagsstaat, und die sauber gekleideten Mägde trugen buntfarbige Schleifen in den dicken Zöpfen. Lachend und scherzend nahmen alle an den aufgestellten Tischen Platz, welche bereits hohe Kuchenberge zierten. Dann kam der Kaffee, und nun begann das herrliche Frühstück im Freien.

Über dem Ganzen lachte der heitre, blaue Himmel, und der Riedbauer drinnen in der Stube sah es und lachte auf und küßte die Bäuerin herzhaft auf den Mund.

„Nun habe ich doch alle wieder einmal beisammen zum Erntefest!“ sagte er darauf.

Allmählich war es draußen wieder stiller geworden. Die Kuchenberge waren zum größten Teile verschwunden, und die Reste samt dem Kaffeegeschirr wurden von flinken Händen abgeräumt. Die Knechte befestigten noch ein buntes Sträußchen am Hut, und die Mägde ordneten hie und da noch etwas an ihrem Anzuge. Dann schickte man sich zum Kirchwege an.

Eben begannen die Glocken im Dorfe zu läuten, als auch der Riedbauer aus dem Hause trat. Neben ihm schritt die Bäuerin. Ihr zur Seite ging Frau Wagner. Ihnen folgten Gerhard, Robert und der blinde Reinhold.

Frau Wagner saß im Gotteshause nicht auf der Gesindebank des Riedhofes, sondern hatte ihren Platz an der Seite der Bäuerin auf dem besonderen Raum der Kirche, welcher dem Herrn des Riedhofes zugehörte. Hier saßen auch Gerhard, Robert und Reinhold.

Der Herr Pfarrer hielt seine Predigt. Aber mehr noch als durch den Glauben und die Liebe im eigenen Herzen erhielt seine Begeisterung Ausdruck in feurigen Worten durch die Freude, alle die, welche Gottes wunderbare Fügung zu einem glücklichen Familienleben vereint, bei einander zu sehen.

Wohl mancher Blick aus der andächtigen Kirchengemeinde richtete sich auf den Platz des Riedbauers und dessen „Familie", wie dieser die um ihn Versammelten scherzweise, aber aufrichtig zu nennen pflegte. Mancher Blick haftete länger auf dem wohlwollenden und heitern Antlitze des Riedbauers, der es verstanden hatte, so viele glücklich zu machen. Besonders waren es der Krämer Weidlich und dessen Frau, welche mit herzlicher Freude herübersahen. Der Riedbauer bemerkte es und nickte ihnen freundlich zu.

Nach beendetem Gottesdienste eilte er diesem Freunde entgegen und ladete die beiden zum Erntefest auf den Riedhof.

Selbstverständlich war am Nachmittage auch der Herr Pfarrer Gast auf dem Riedhofe. Dieser hatte, während unter Jubelrufen des Gesindes und bei rauschender Musik die Gesellschaft sich belustigte, manch heitres und ernstes Gespräch bald mit dem Riedbauer, bald mit Gerhard oder dessen Mutter.

Jahre sind seitdem vergangen, und der Riedbauer hat noch manch fröhliches Erntefest gefeiert, bis man ihn hinaustrug auf den stillen Gottesacker. Ein stattliches Denkmal bezeichnet seine Ruhestätte, aber auch Wagner hat an Stelle des schlichten hölzernen Kreuzes einen schmucken Denkstein erhalten.

Robert bewirtschaftet den Riedhof und ist seinem Gesinde ein lieber, braver Herr geworden.

Gerhard wohnt mit seiner Mutter in der Stadt und ist ein strebsamer Meister, dem es an guter Kundschaft nicht fehlt.

Wenn aber auf dem Riedhofe Erntefest ist, versäumt der junge Riedbauer niemals, seine Freunde, zu denen auch Reinhold noch zählt, aus der Stadt herbeizuholen.

Dann sehen die beiden alternden Frauen, die alte Riedbäuerin und Frau Wagner, in stiller Betrachtung und lächelnden Blickes dem Treiben der Leute zu und denken vergangener Zeiten.

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

Reizende Geschenkbücher für die Jugend bilden:

Märchen.

Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet
von
Hermine Möbius.

Mit 6 Chromobildern nach Zeichnungen von Maler A. H. Walther.
Preis für das in vornehmen Ganzleinwandband
gebundene Buch nur Mark **2.50.**

Vorliegendes Märchenbuch ist eine nach pädagogischen Grundsätzen mit großem Geschick ausgewählte Sammlung von Märchen, die sich vermöge ihres gewählten Inhalts zu einer Lieblingslektüre der lieben Jugend gestaltet hat.

Gesammelte Märchen von Rübezahl,

dem Geiste des Riesengebirges,
von
Henriette Anders.

Mit 6 Chromobildern nach Zeichnungen von Maler A. H. Walther.
Preis des in hochfeinem Irisdruckband gebundenen
Buches nur Mark **2.50.**

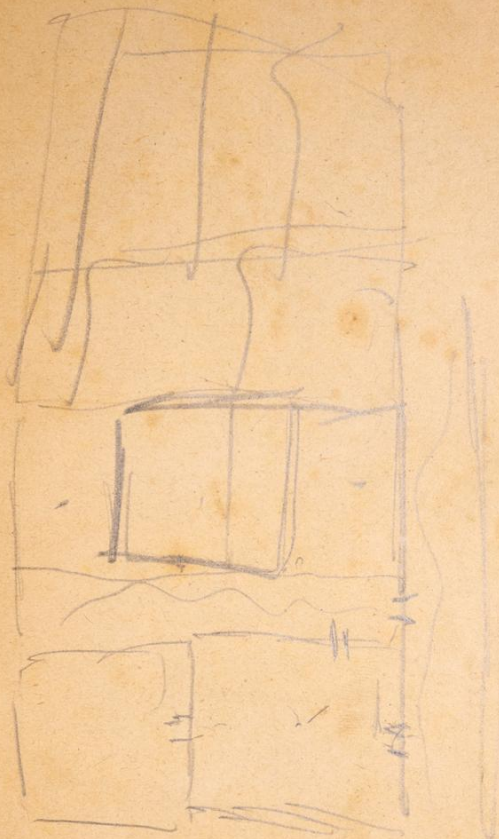
Von jeher waren die Märchen von Rübezahl beliebt bei Alt und Jung, und das mit Recht. Denn sie sind eine außerordentlich anregende, dabei aber auch gemütbildende Lektüre. Bald muß man lachen, wenn Rübezahl einen arbeitsscheuen oder prahlerischen Menschen kuriert, bald wird man zu ernster Teilnahme an den Leiden der armen, aber braven Gebirgsbewohner gestimmt. Die Verhältnisse sind alle so treu, die Menschen so natürlich und lebensfrisch geschildert, daß man die oft rauhe und doch auch wieder anmuthige Gebirgsluft fast bei jeder Nummer dieser Märchen zu fühlen glaubt. Vorliegende trefflich ausgeführte Sammlung empfehlen wir deshalb in erster Linie. Pädagog. Verein Dresden.

Die schönsten Märchen aus Nord und Süd

von
Flora Hoffmann-Rühle.

Mit 6 Chromobildern nach Zeichnungen von Maler A. H. Walther.
Preis elegant gebunden Mark **2.50.**

Dieses schöne neue Märchenbuch der beliebten Erzählerin wird sich im Sturm alle Kinderherzen erobern.



Aus unserer Väter Tagen.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus der deutschen Geschichte

v. J. 55 v. Chr. bis zur Neuzeit.

Preis für jedes schön illustrierte Bändchen

Mk. 1,—.

Bd. 1. **Bahmann,** „An der römischen Grenzmark.
„ 2. **Möbius,** „Deutsche Göttersagen".
„ 3. **Bahmann,** „Im Strome der Völkerwanderung".
„ 4. **Bahmann,** „Das Kreuz im deutschen Walde".
„ 5. **Möbius,** „Die Nibelungensage".
„ 6. **Stephan,** „Im Morgenrot des deutschen Reiches".
„ 7. **Bahmann,** „An des Reiches Ostmark".
„ 8. **Bahmann,** „Gott will es".
„ 9. **Stephan,** „Der Sängerkrieg auf der Wartburg".

Wird fortgesetzt.

Die Erzählungen dieser Sammlung sind bestimmt, die Kenntnis der Geschichte des deutschen Volkes in weitere Kreise zu tragen, unter besonderer Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Entwickelung. Die Darstellungsweise in allen Bänden atmet eine edle Begeisterung und ist darauf gerichtet, das Nationalitätsgefühl schon in der Jugend zu wecken und zu pflegen. Die Erzählungen bieten glänzende Beispiele **deutscher Kraft** und **deutscher Tüchtigkeit, deutscher Treue** und **deutschen Gemüts,** die eines wohlthuenden Einflusses namentlich auf den jugendlichen Leser nicht verfehlen wird.

gen

von

Tagen".

gische Litteratur" be-

er Köhler beabsichtigt
ngen zu bringen, die be-
eres Vaterlandes, mit dem
achen. Bis jetzt sind drei
Weise eröffnen. 1. Rektor
arkiger Darstellung werden
iederlage im Teutoburger
rsagen. Die Sagen sind
ird, wie in Spiel, Sitten
n die Gegenwart erhalten
nderung Jene mächtige
ng dem jungen Leser vor-
e Bändchen sind schön ge-
gebunden und kosten nur

52:

eutschen Volke, besonders
serer Vorfahren für des
ihm ein Bild von ihrem
Gebräuchen geben, ihm
ufs nachgegangen, wie sie
haben, und dadurch das
erste Erzählung spielt in
Germanen auf deutschem
eiben tritt in den Vorder-
Darstellung mit den reli-
t. — Die dritte führt uns
gt sich besonders mit den
sind es, aber sie bieten
rstellung und eignen sich

8 von 1891 über:

Göttersagen":

Gebräuche und Sitten un-
en wurzeln und wie die
rerscheinungen verbunden
und ist der Jugend vom
fehlen.

2210

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 492
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
mm Inch
the scale towards document

Beurteilungen

der erschienenen Bände von

„Aus unserer Väter Tagen".

Der „Anzeiger für die neueste pädagogische Litteratur" berichtet in Nr. 11 von 1891:

Die rührige Verlagshandlung von Alexander Köhler beabsichtigt unter obigem Titel eine Reihe geschichtlicher Erzählungen zu bringen, die bestimmt sind Volk und Jugend mit der Geschichte unseres Vaterlandes, mit dem Leben und Treiben unserer Altvordern bekannt zu machen. Bis jetzt sind drei Bändchen erschienen, die das Unternehmen in bester Weise eröffnen. 1. Rektor R. Bahmann: An der römischen Grenzmark. In markiger Darstellung werden die Einfälle der Römer in Deutschland und ihre Niederlage im Teutoburger Walde geschildert. 2. H. Möbius: Deutsche Göttersagen. Die Sagen sind anmutig erzählt Hervorzuheben ist, daß gezeigt wird, wie in Spiel, Sitten und Gebräuchen die alten Anschauungen sich bis in die Gegenwart erhalten haben. 3 R Bahmann: Im Strome der Völkerwanderung Jene mächtige Völkerbewegung wird hier in anschaulicher Darstellung dem jungen Leser vorgeführt. Wir freuen uns auf die Fortsetzungen. Die Bändchen sind schön gedruckt, mit hübschen Illustrationen versehen, gut eingebunden und kosten nur 1 Mark. Es sind hübsche Weihnachtsbücher.

Die „Deutsche Schulzeitung" in Nr. 52:

Die drei bezeichneten Schriften wollen unserm deutschen Volke, besonders der Jugend, die Zeiten ruhmreichen Kämpfens unserer Vorfahren für des Landes Freiheit in frischem Gedächtnis halten, und ihm ein Bild von ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, ihren Sitten und Gebräuchen geben, ihm zeigen, wie sie im Frieden den Geschäften ihres Berufs nachgegangen, wie sie ihre Kriege geführt und ihre Schlachten geschlagen haben, und dadurch das Nationalbewußtsein in unserm Volke stärken. — Die erste Erzählung spielt in der Zeit der ersten Kämpfe zwischen Römern und Germanen auf deutschem Grund und Boden. Das kriegerische Leben und Treiben tritt in den Vordergrund. — Die zweite macht uns in leicht faßlicher Darstellung mit den religiösen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen bekannt. — Die dritte führt uns in den Strom der Völkerwanderung und beschäftigt sich besonders mit den Geschicken der Westgoten. — Schlichte Erzählungen sind es, aber sie bieten Unterhaltung und Belehrung in leicht faßlicher Darstellung und eignen sich vortrefflich für Volks- und Jugendbibliotheken.

Die „Sächsische Schulzeitung" in Nr. 8 von 1891 über:

Bd. 2. Möbius, „Deutsche Göttersagen":

Verfasser ist bestrebt, nachzuweisen, wie viele Gebräuche und Sitten unserer Zeit in dem Götterglauben unserer Vorfahren wurzeln und wie die Götterlehre unserer Altvordern eng mit den Naturerscheinungen verbunden war. Das Werkchen gehört zu den besten seiner Art und ist der Jugend vom 12. Jahre ab und dem Volke in erster Linie zu empfehlen.

MBL 002210